



# Leseprobe

Jim Butcher

## Codex Alera 3

Die Verschwörer von Kalare

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



---

Seiten: 640

Erscheinungstermin: 20. Oktober 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

---

## Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

## Zum Buch

---

**Dieses große Fantasy-Epos ist eine faszinierende Mischung aus George R.R. Martin und Simon Scarrow**

Tavi, der junge Spion in Diensten des Ersten Fürsten, schleicht sich in die Armee von Kalare ein, denn ein Bürgerkrieg scheint unausweichlich, und der Fürst von Kalare ist der mächtigste Gegenspieler des rechtmäßigen Herrschers von Alera. Durch Mut und viel Glück steigt Tavi schnell auf, bis er eine ganze Legion befehligt. Da landet eine gewaltige Streitmacht der wolfsähnlichen Canim an der Küste Aleras – und nur Tavi und die Soldaten, die er eigentlich ausspionieren soll, können sie aufhalten ...



**Autor**

**Jim Butcher**

---

Neben dem Schreiben gilt Jim Butchers größte Leidenschaft dem Kampfsport. Der international erfolgreiche Bestsellerautor lebt mit seiner Familie in Missouri, USA.

JIM BUTCHER  
Codex Alera 3

Jim Butcher

# Die Verschwörer von Kalare

Codex Alera 3

Aus dem Englischen  
von Andreas Helweg

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Codex Alera 03. Cursor's Fury«  
bei Ace Books, the Berkley Publishing Group,  
Penguin Group (USA) Inc., New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® No01967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*  
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2014 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2006 by Jim Butcher

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Published by Arrangement with Longshot LLC.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, München

Illustration: © Melanie Miklitz, Inkcraft, München

Redaktion: Waltraud Horbas

HK · Herstellung: sam

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26412-4

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

*Die Menschen planen.  
Das Schicksal lacht.*

Er nahm einen seiner Fürsten und schob ihn über das obere Brett, das den Luftraum über dem eigentlichen Schlachtfeld verkörperte, um so die belagerten Positionen des weißen Feindes zusätzlich unter Druck zu setzen.

Sein Gegner gab einen tiefen, entspannten Laut von sich, der stark an das Knurren eines großen und verschlafenen Raubtiers erinnerte. Tavi wusste, dieser Laut bedeutete ungefähr so viel wie das amüsierte Lachen eines Menschen – doch er vergaß keine Sekunde lang, dass sein Gegner nicht der menschlichen Gattung angehörte.

Der Cane war ein riesiges Wesen, mehr als neun Fuß groß, wenn er sich aufrichtete. Sein dichtes, dunkles Fell überzog den gesamten Körper, bis auf die Pfotenhände und die Stellen, an denen sich Narben auf der Haut unter dem Pelz befanden. Der Kopf ähnelte dem eines gigantischen Wolfes, war nur ein wenig gedrungener, und die Schnauze endete in einer breiten schwarzen Nase. Aus dem Kiefer ragten scharfe weiße Zähne hervor. Spitze Ohren standen aufrecht und neigten sich leicht nach vorn, dem Ludus-Brett zu. Der Cane wedelte beim Nachdenken unablässig mit dem Schwanz und kniff die rotgoldenen Augen zusammen. Er verströmte einen einzigartigen Geruch, moschusartig, muffig und düster, und noch immer roch man Spuren von Metall und Rost, obwohl seine Waffen und die Rüstung bereits vor zwei Jahren weggesperrt worden waren.

Varg hockte auf seinen Hinterläufen, auf der anderen Seite des Bretts, Tavi gegenüber. Stühle verschmähte er. Trotzdem befanden sich die Augen des Cane einen Fuß höher als die des jungen Mannes. Sie saßen zusammen in einem einfach ausgestatteten Zimmer des Grauen Turms, dem Gefängnis von Alera Imperia, in das niemand eindringen und aus dem niemand entfliehen konnte.

Tavi gestattete sich ein schwaches Lächeln. *In das fast niemand eindringen und aus dem fast niemand entfliehen konnte.*

Wie immer erfüllte Tavi der Gedanke an die Ereignisse beim

Winterend-Fest vor zwei Jahren mit Stolz, Demut und Traurigkeit. Selbst jetzt noch suchten ihn manchmal Träume mit brüllenden Ungeheuern und Strömen von Blut im Schlaf heim.

Er verscheuchte diese schmerzlichen Erinnerungen. »Was ist so lustig?«, fragte er den Cane.

»Du«, erwiderte Varg, ohne vom Ludus-Brett aufzublicken. Er sprach schleppend und mit tiefer Stimme, als würde er die Worte zuerst im Mund durchkauen. »Angriffslustig.«

»So gewinnt man schließlich«, sagte Tavi.

Varg streckte die schwere Pfothenhand aus und schob einen weißen Hohen Fürsten mit langer, scharfer Kralle vor. Der Zug war als Antwort auf Tavis letzten oben auf dem Himmelsbrett gedacht. »Zum Sieg gehört mehr als nur Wildheit.«

Tavi schob einen *Legionare* vor; bald konnte er mit dem großen Angriff beginnen. »Inwiefern?«

»Weil der Sieg mit Disziplin geschmiedet wird. Wildes Anstürmen ist sinnlos, solange es nicht an der richtigen Stelle erfolgt ...« Varg fegte mit einer Wehrhöferfigur über das Himmelsbrett und schlug den *Legionare*. Dann lehnte er sich zurück und faltete die Pfothenhände. »... und zum richtigen Zeitpunkt.«

Tavi betrachtete das Spielbrett stirnrunzelnd. Er hatte den Zug des Cane durchaus in Betracht gezogen, jedoch als zu unorthodox und unklug abgetan und sich deshalb keine weiteren Gedanken darüber gemacht. Aber durch die subtilen Manöver des Spiels war die Balance der Macht auf dem Ludus-Brett plötzlich ins Wanken geraten.

Tavi überlegte, welche Möglichkeiten sich ihm boten, und verwarf die ersten beiden, die ihm in den Sinn kamen, als vergebliche Liebesmüh. Und auch das nächste Dutzend erschien ihm nicht gerade erstrebenswert. Innerhalb von zwanzig Zügen würde der Cane mit seiner zahlenmäßigen Überlegenheit die Herrschaft über das Spielbrett an sich reißen, und dann konnte er Tavis Ersten Fürsten nach Belieben hetzen und schließlich schlagen.

»Bei den Krähen«, murmelte der Junge.

Varg zog die schwarzen Lippen zurück und entblöbte weiße Zähne, seine Art, das aleranische Lächeln nachzuahmen. Allerdings würde wohl kein Aleraner dabei dermaßen gefräßig aussehen.

Tavi schüttelte den Kopf und suchte weiter nach einem Ausweg. »Jetzt spiele ich schon seit fast zwei Jahren Ludus mit dir, Herr. Ich dachte, ich würde all deine Taktiken kennen.«

»Du kennst einige«, stimmte Varg zu. »Und du lernst schnell.«

»Da bin ich nicht so sicher«, erwiderte Tavi trocken. »Was soll ich denn eigentlich lernen?«

»Meine Gedanken zu erkennen«, sagte Varg.

»Warum?«

»Du musst deinen Feind kennen. Und dich selbst. Nur dann kannst du zum Sieg gelangen.«

Tavi legte den Kopf schief und zog eine Augenbraue hoch, sagte jedoch nichts.

Der Cane zeigte mehr von seinen Zähnen. »Ist das denn so schwer zu verstehen? Wir befinden uns im Krieg, Aleraner«, sagte er ohne jeden Groll. Er zeigte mit der Pfotenhand auf das Ludus-Brett. »Im Augenblick geht es in diesem Krieg höflich zu. Aber es handelt sich keineswegs um ein schlichtes Spiel. Wir messen unsere Kräfte. Und wir studieren einander.«

Tavi betrachtete den Cane und runzelte die Stirn. »Damit wir wissen, wie wir uns gegenseitig umbringen, wenn der Tag der Entscheidung gekommen ist«, sagte er.

Varg schwieg, seine Form der Zustimmung.

Tavi mochte Varg eigentlich. Der frühere Botschafter bestach durch seine fortwährende Ehrlichkeit, zumindest Tavi gegenüber, und der Cane lebte nach einem fremden, doch strengen Ehrenkodex. Seit ihrer ersten Begegnung hatte Varg den jungen Menschen mit Respekt behandelt, wenn auch stets ein wenig von oben herab. Bei ihren Spielen hatte Tavi gedacht, zwischen ihnen würde sich, da sie sich immer besser kennen lernten, am Ende eine Art Freundschaft entwickeln.

Da war Varg wohl anderer Meinung.

Der Gedanke ernüchterte Tavi zunächst nur; dann jagte er ihm einen regelrechten Schrecken ein. Der Cane war eben, was er war. Ein Raubtier. Wenn es sich mit seiner Ehre vertrug und seinen Zielen diente, Tavi die Kehle aufzureißen, würde er nicht eine Sekunde zögern – doch solange der Krieg nicht offen ausgebrochen war, verschanzte er sich hinter Höflichkeit und Nachsicht.

»Ich habe schon begabte Spieler gesehen, die sich in ihren ersten Jahren schlechter geschlagen haben«, knurrte Varg. »Eines Tages wirst du Ludus vielleicht beherrschen.«

Vorausgesetzt, Varg und die Canim rissen ihn nicht zuvor in Stücke. Tavi verspürte plötzlich den Drang, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben. »Wie lange spielst du schon?«

Varg erhob sich und begann rastlos herumzuwandern wie ein Raubtier im Käfig. »Sechshundert Jahre, nach der Zeitrechnung deines Rudels. Einhundert nach unserer Rechnung.«

Tavi fiel die Kinnlade herunter. »Das wusste ich nicht ...«

Varg lachte grollend.

Tavi klappte den Mund mit Hilfe einer Hand wieder zu und suchte nach einer passenden Erwiderung. Sein Blick schweifte zurück zum Ludus-Brett und suchte die Stelle, wo Varg ihn überumpelt hatte. »Hm. Wie ist es dir gelungen, diesen Hinterhalt aufzubauen?«

»Disziplin«, antwortete Varg. »Du hast deine Figuren in unregelmäßigen Gruppen aufgebaut. Hast sie ausschwärmen lassen. Dadurch haben sie nicht so viele Möglichkeiten, einander zu decken, als wenn sie auf benachbarten Feldern stehen.«

»Ich bin nicht sicher, ob ich das verstehe.«

Varg rückte die Figuren zurecht und stellte eine frühere Stellung wieder her, und Tavi sah, was der Cane meinte. Seine Figuren standen in ordentlichen Reihen nebeneinander. Das wirkte auf Tavi ungeschickt und gedrängt, doch ihre verschiedenen Fähigkeiten ergänzten sich, und das machte die Schwierigkeiten

der Stellung wett. Seine eigenen Figuren hingegen standen weit auseinander, weil er bei jedem Zug versucht hatte, sich einen ganz bestimmten Vorteil zu verschaffen, um die Vorherrschaft auf dem ganzen Brett zu erlangen.

Varg brachte den Tisch wieder in die Spielstellung und betonte jedes seiner Worte mit einer Schwanzbewegung. »Das ist das gleiche Prinzip, mit dem eure Legionen sich unseren Kampfgruppen entgegenstellen. Ihre Disziplin macht die Nachteile durch die körperliche Unterlegenheit wieder wett. Keine noch so große Wut kann sich gegen Disziplin behaupten. Unklug eingesetzt, schadet Aggression eher einem selbst als dem Feind, Welp.«

Tavi betrachtete stirnrunzelnd das Brett und grummelte vor sich hin.

»Gibst du auf?«, fragte Varg.

»Das Spiel ist noch nicht vorbei«, antwortete Tavi. Er sah zwar keinen Weg, wie er sich gegen Vargs Stellung behaupten könnte, aber wenn er weiterkämpfte, würde er vielleicht doch noch eine Gelegenheit bekommen. Oder möglicherweise machte Varg einen Fehler, den Tavi ausnutzen konnte. Er schob einen Ritter in Richtung von Vargs Wehrhöfer, schlug diesen, und damit begann der große Figurentausch.

Nach dem nächsten Dutzend Züge sah Tavi keine Möglichkeit mehr, den Cane zu besiegen. Seine Niederlage schien unvermeidlich, und grinsend hob er die Hand, weil er seinen Ersten Fürsten zum Zeichen der Kapitulation umwerfen wollte.

Jemand pochte an die Tür der Zelle – die eigentlich, dachte Tavi, eher einer schlicht eingerichteten Wohnung als einem Gefängnisverlies glich, mit ihrem großen Bett, dem Wohnbereich und einer Lesecke. Eine Wache öffnete ein Fensterchen in der Tür. »Entschuldige, junger Mann. Aus der Zitadelle ist ein Bote eingetroffen, der dich in Angelegenheiten der Krone sprechen möchte.«

»Ha«, sagte Tavi und schenkte Varg ein Lächeln, ehe er die

Hand zurückzog. »Die Pflicht ruft. Nun ja, dann müssen wir uns wohl mit einem Remis trennen.«

Varg gab ein belustigtes Knurren von sich und erhob sich, während Tavi vor ihn trat. Der Cane legte den Kopf leicht zu einer Seite. Tavi vollführte die gleiche Geste, wenn auch ein wenig tiefer. »Bis nächste Woche also. Entschuldige mich bitte, Herr.«

»Für die Pflicht braucht man sich nicht zu entschuldigen, Welp«, sagte Varg. Er ließ die Zähne aufblitzen, als er die Wache anlächelte. Der Mann zuckte zwar nicht gerade zusammen, aber Tavi hatte das Gefühl, er musste sich schon sehr beherrschen.

Tavi zog sich zu der verriegelten Tür zurück, ohne Varg auch nur für einen Moment den Rücken zuzukehren. Er schlüpfte hinaus, nachdem die Wache die Tür aufgeschlossen hatte, und dann folgte er dem Mann zwei Treppen nach unten in ein kleines Schreibzimmer. Es war ein schlichter Raum mit Bücherborden an den Wänden, einem einfachen Tisch und ein paar Stühlen aus poliertem dunklem Holz, dazu einem Pult und einem weiteren Tisch zum Schreiben. Auf dem Tisch stand ein weißer Porzellan-krug, an dem Wassertropfen hinunterliefen.

Auf einem der Stühle saß ein kleiner, stämmiger und offensichtlich kurzsichtiger Mann. Er trug die rot und blau gesäumte Tunika eines höheren Würdenträgers der Zitadelle. Die Wache nickte dem Mann zu, zog sich in den Gang zurück und schloss die Tür hinter sich.

Tavi betrachtete den Boten stirnrunzelnd. Er kam ihm vage bekannt vor. Das Gesicht sagte ihm nichts, aber bei den vielen Menschen in der Zitadelle von Alera Imperia hatte das nichts zu bedeuten.

Der Bote neigte den Kopf ein wenig und schwieg.

Dann grinste Tavi und verneigte sich förmlich. »Majestät.«

Der Bote lachte schallend und zufrieden. Und währenddessen verschwamm seine Gestalt, veränderte sich und verwandelte sich in einen größeren Mann, bis Gaius Sextus, Erster Fürst von Alera

und mächtigster Elementarwirker des Reiches, vor Tavi saß. Sein Haar war dicht, ordentlich geschnitten und silberweiß, und diese Farbe sowie ein paar Fältchen um die Augen waren die einzigen Hinweise darauf, dass dieser Mann vielleicht älter als vierzig Jahre sein könnte. Seine Haltung drückte etwas Distanziertes, Wölfisches aus, Vertrauen in die eigene Macht, Klugheit und Erfahrung. Beiläufig stellte Tavi fest, dass der Erste Fürst auch seine Kleidung bei der Verwandlung geändert haben musste, da er um gute sechs Zoll an Größe gewonnen hatte.

»Wie bist du darauf gekommen?«, murmelte Gaius.

Tavi legte die Stirn in Falten. »Wegen der Augen, Erster Fürst«, sagte er schließlich.

»Ich habe sie verändert«, konterte Gaius.

»Die Farbe und die Form, ja«, erklärte Tavi. »Aber es waren ... deine Augen. Ich bin nicht sicher, woran ich das erkannt habe.«

»Instinkt, nehme ich an«, meinte Gaius. »Obwohl mir das gar nicht recht ist. Wenn du ein angeborenes Talent dieser Art hättest, könnten wir das herausfinden und deine Fähigkeit den anderen Kursoren beibringen. Das wäre doch ausgesprochen wertvoll für uns.«

»Ich werde mich damit befassen, Erster Fürst«, sagte Tavi.

»Sehr gut«, antwortete Gaius. »Ich wollte mit dir sprechen. Ich habe deine Auswertung der Berichte gelesen, die du dir angesehen hast.«

Tavi blinzelte. »Erster Fürst? Ich dachte, die wären allein für Hauptmann Miles bestimmt. Es überrascht mich, dass sie bei dir gelandet sind.«

»Für gewöhnlich wären sie das auch nicht. Wenn ich versuchen würde, alles zu lesen, was in der Zitadelle verfasst wird, wäre ich binnen eines Tages unter einem Papierberg erstickt«, erwiderte Gaius. »Aber Miles hat deine Erörterung beeindruckt, und deshalb hat er sie an mich weitergeleitet.«

Tavi holte tief Luft. »Oh.«

»Du führst sehr überzeugend aus, dass der richtige Moment

gekommen sei, um gegen die ehrgeizigeren Hohen Fürsten vorzugehen.«

»Erster Fürst«, protestierte Tavi. »Das entspricht nicht alles notwendigerweise meiner eigenen Meinung. Miles hat mich aufgefordert, dieses Schriftstück als Gegenrede zu seinen bevorzugten Strategien zu verfassen. Ich habe es nur geschrieben, um ihm bei der Suche nach Schwachstellen in seinen eigenen Plänen zu helfen.«

»Das ist mir wohl bewusst«, gab Gaius zurück. »Allerdings schränkt das die Aussagekraft deiner Schlussfolgerungen nicht ein.« Er runzelte die Stirn und richtete den Blick auf die einfachen Bücherborde. »Ich glaube, du hast recht. Es ist an der Zeit, die Hohen Fürsten zur Abwechslung mal nach meiner Pfeife tanzen zu lassen.«

Tavi runzelte ebenfalls die Stirn. »Aber ... Erster Fürst, das könnte in einer Katastrophe enden.«

Gaius schüttelte den Kopf. »Früher oder später wird es auf die eine oder andere Weise sowieso zur Katastrophe kommen. Kalare oder Aquitania werden sich gegen mich erheben. Am besten handle ich jetzt, solange ich die Dinge selbst in der Hand habe, anstatt abzuwarten, bis sie ihre Vorbereitungen getroffen haben.«

»Allerdings, Erster Fürst«, wandte Tavi ein, »könnte das auch schiefgehen.«

Gaius schüttelte den Kopf und lächelte. »Wird es schon nicht.«

»Wie kommst du darauf?«

Der Erste Fürst zwinkerte. »Instinkt.«

Tavi lachte unwillkürlich. »Ja, Erster Fürst.« Er richtete sich auf. »Welche Befehle hast du für mich?«

»Wir müssen uns immer noch um deine militärische Ausbildung kümmern«, meinte der Erste Fürst, »aber bei den Legionen, die ich dafür bevorzugen würde, werden erst im nächsten Jahr wieder Rekruten aufgenommen.« Gaius warf ihm eine lederne Briefmappe zu, die er aus seiner Tunika gezogen hatte. »Bis dahin

musst du dir irgendwie die Zeit vertreiben. Also unternimmst du erst einmal eine Reise.«

Tavi betrachtete skeptisch die Briefmappe. »Wohin?«

»Ins Tal«, antwortete Gaius. »Genauer gesagt zu den Ruinen von Appia, wo du dich von Maestro Magnus unterrichten lässt.«

Tavi blinzelte und starrte Gaius an. »Wie bitte?«

»Du hast dein zweites Jahr als Akadem beendet, und allein die großen Elementare wissen, was du anstellen würdest, nur um dich zu beschäftigen, wenn man dich hier deinen Neigungen nachgehen lassen würde. Ich habe deine Arbeit über die romanischen Handwerkskünste gelesen. Und Magnus ebenfalls. Er braucht einen Gehilfen bei seinen Forschungen«, erläuterte Gaius. »Da habe ich dich vorgeschlagen, und er hat sofort eingewilligt, dich für sechs Monate bei sich aufzunehmen.«

Tavi stand der Mund offen. »Aber ... mein Fürst ...«

Gaius schüttelte den Kopf. »Glaube mir, das soll keine Vergnügungsfahrt für dich werden, Tavi. Möglicherweise brauche ich dich dort vor Ort, je nachdem, wie sich die Dinge entwickeln. Solange du jedenfalls nicht den Wunsch äußerst hierzubleiben.«

Tavi spürte, wie sich sein Mund langsam zu einem ungläubigen Grinsen verzog. »Ja, Erster Fürst! Ich meine, nein, mein Fürst, ja! Es wäre mir eine Ehre.«

»Hervorragend«, sagte Gaius. »Dann geh packen, denn du wirst vor Tagesanbruch aufbrechen. Und bitte Gaele, diese Briefe an deiner Stelle auszuliefern.«

Tavi holte scharf Luft. Gaele, eine Mitschülerin von Tavi an der Akademie, war eigentlich gar nicht die richtige Gaele. Denn die junge Schülerin war ermordet und durch eine Doppelgängerin ersetzt worden, ehe Tavi die Gelegenheit bekommen hatte, sie überhaupt kennen zu lernen. Die Spionin, die diese Tat begangen hatte, eine kalarische Blutkrähe namens Rook, hatte vor zwei Jahren mit ihm Freundschaft geschlossen, ehe er ihr mörderisches wahres Ich entlarvt hatte.

Anstatt sie jedoch zur Rechenschaft zu ziehen, hatte Gaius

entschieden, sie in ihrer Rolle gewähren zu lassen, damit man ihr gezielt falsche Nachrichten unterschieben konnte. »Glaubst du, sie wird das an Kalare weitergeben?«

»Dies? Ganz gewiss«, meinte Gaius.

»Darf ich fragen ...?«, fragte Tavi.

Gaius lächelte. »Der Umschlag enthält alltäglichen Briefverkehr und ein Schreiben an Aquitania, in dem ich ihn von meiner Absicht in Kenntnis setze, ihn zu adoptieren und zu meinem Erben zu ernennen.«

Tavi riss die Augen auf. »Wenn Kalare davon Wind bekommt, und das wird er ohne Zweifel, dann muss er handeln, ehe Aquitania seinen Anspruch auf den Thron durchsetzen kann.«

»Er wird handeln«, stimmte Gaius zu. »Aber ich weiß nicht, auf welche Weise. Er leidet an einer leichten Form von Wahnsinn, was es schwer macht, ihn zu durchschauen. Deshalb möchte ich so viele Augen und Ohren im Süden wissen, wie ich hier entbehren kann. Du musst jedoch meine Münze stets bei dir tragen.«

»Ich verstehe, mein Fürst«, sagte Tavi und berührte den alten Silberbullen, den er an einer Kette um den Hals trug. Er zögerte, weil die Erinnerung einen bitteren Geschmack in seinem Mund hinterließ. »Und Gaelle?«

»Sollte mein Plan gelingen, wird sie von da an für die Krone nicht mehr von Nutzen sein«, sagte Gaius kalt.

»Ja, mein Fürst«, meinte Tavi und verneigte sich. »Was ist mit Faede, mein Fürst?«

Gaius' Miene verdüsterte sich um eine kaum wahrnehmbare Schattierung. »Was soll mit ihm sein?«

»Er war immer bei mir, seit ... solange ich mich erinnern kann. Ich nehme an, dass ...«

»Nein«, sagte Gaius in einem Ton, der keinen Widerspruch duldet. »Auch für Faede habe ich eine Aufgabe.«

Schweigend blickte Tavi seinem Dienstherrn in die unnachgiebigen Augen. Schließlich nickte er ergeben. »Ja, Erster Fürst.«

»Dann wollen wir keine weitere Zeit verschwenden.« Gaius

erhob sich, hielt jedoch sofort wieder inne. »Oh. Eine Frage noch. Du wirst nicht zufällig heute mit der Botschafterin der Marat schlafen, Tavi?«

Tavi fiel die Kinnlade zum zweiten Mal herunter. Seine Wangen wurden so heiß, dass er schon fürchtete, sie könnten tatsächlich buchstäblich in Flammen aufgehen. »Äh, mein Fürst ...«

»Du bist dir sicherlich bewusst, welche Folgen das haben kann, nehme ich an. Keiner von euch beiden verfügt über Elementarkräfte, um eine Empfängnis zu verhindern. Und glaube mir, wenn du Vater wirst, sieht das Leben ein ganzes Stück komplizierter aus.«

Tavi wünschte, die Erde würde sich auftun und ihn in einen tiefen, tiefen Abgrund reißen. »Wir, äh ... wir tun *solche* Dinge nicht«, erklärte er. »Es gibt auch andere ... Dinge. Man muss nicht gleich ...«

Gaius' goldene Augen funkelten. »Geschlechtsverkehr haben?«

Tavi legte sich beschämt die Hand vor die Augen. »Oh, verfluchte Krähen. Ja, mein Fürst.«

Gaius lachte schallend. »Ich erinnere mich dunkel daran, wie das gehen mag«, sagte er. »Und da sich die jungen Leute zu allen Zeiten nur schlecht beherrschen konnten, müssen sie wohl mit, äh, anderen Mitteln ans Ziel gelangen.« Das Lächeln verschwand. »Aber vergiss eines nicht, Tavi: Sie ist kein Mensch, sondern eine Marat. Vergnüge dich mit ihr, wenn es denn sein muss – aber ich würde dir raten, dich nicht zu stark mit dem Herzen an sie zu binden. Deine Pflichten werden dich bald noch mehr fordern.«

Tavi biss sich auf die Unterlippe und senkte den Blick. In seinem Überschwang hatte er vergessen, dass er Kitai ein halbes Jahr lang nicht sehen würde, wenn man ihn fortschickte. Der Gedanke behagte ihm gar nicht. Nicht im Mindesten. Meistens fand er jeden Tag Zeit, sie zu sehen. Und auch in den meisten Nächten.

Tavi spürte, dass er erneut rot wurde, als er daran dachte. Doch überraschte ihn vor allem, wie sehr ihm die Vorstellung missfiel,

von Kitai getrennt zu sein – und nicht nur, weil er dann keine Gelegenheit hätte, die, äh, anderen Dinge zu genießen. Kitai war eine sehr schöne und faszinierende junge Frau, sie war klug und schlagfertig, ehrlich und treu, wild und gleichzeitig mit einem tiefen Mitgefühl für andere ausgestattet, wie es Tavi zuvor nur bei Wasserwirkern wie seiner Tante Isana kennen gelernt hatte.

Sie war eine Freundin. Mehr noch, ein unsichtbares Band hielt ihn bei Kitai, eine Art Verbindung, wie sie zwischen den Marat und ihren Totemwesen bestand. Jeder Marat, den Tavi je kennen gelernt hatte, war von einem Totemwesen begleitet worden. Kitai nannte es ein *Chala*. Ihr Vater, der Häuptling des Gargant-Clans, wurde nur in Begleitung seines riesigen schwarzen Garganten namens Wanderer gesehen. Und Tavi konnte an den Fingern einer Hand abzählen, wie oft er Hashat, die Führerin des Pferde-Clans, auf ihren eigenen Füßen hatte gehen sehen.

Im Stillen hegte Tavi die Sorge, dass Kitai, wenn er von ihr getrennt würde, darunter leiden oder sogar Schaden nehmen würde. Nach diesem Besuch im Süden würde er in die Legion eintreten, um seinen dreijährigen Pflichtdienst abzuleisten, und das würde ihn in die abgelegensten Teile des Reiches führen – denn ohne Frage würde er nicht in der Nähe von Alera Imperia und bei Kitai bleiben, die als Botschafterin ihres Volkes hier zu verweilen hatte.

Drei Jahre. Und danach würden weitere Verpflichtungen und Aufträge auf ihn warten. Und im Anschluss daran wieder neue. Kursoren im Dienst der Krone verbrachten selten viel Zeit am gleichen Ort.

Er vermisste sie jetzt schon. Schlimmer noch, er hatte Gaius nichts von diesem Bund erzählt, nichts von den Auswirkungen, die dieser möglicherweise auf Kitai haben würde. Nein, dem Ersten Fürsten gegenüber hatte er seine Mutmaßung in Bezug auf den Bund mit keinem Wort erwähnt. Abgesehen von dieser Sorge, die nicht mehr war als ein seltsames Gefühl in seinem Bauch, hatte er auch eigentlich keinen Grund dazu – und den-

noch sagte ihm sein Instinkt, er sollte sich gut überlegen, ob er Gaius enthüllte, was der Erste Fürst als mögliche Einflussnahme auf einen seiner Kursoren deuten könnte. Tavi war im Grenzgebiet des Reiches aufgewachsen, in einem gefährlichen Land, wo er den größten Teil seines Lebens auf seine Instinkte gehört hatte.

Gaius beobachtete die Gefühle, die über sein Gesicht huschten, und nickte, weil er Tavis Sorgen vielleicht für romantisches Bedauern hielt. »So langsam fängst du an zu verstehen.«

Tavi nickte, ohne den Blick zu heben, und achtete sorgsam darauf, sich seine Gefühle nicht anmerken zu lassen.

Gaius seufzte tief, nahm die fremde Gestalt wieder an und ging zur Tür. »Mach es auf die Weise, die dir am liebsten ist, Tavi, ich vertraue deinem Urteil. Jetzt solltest du packen, Cursor. Und viel Glück.«

Das Wetter war für die Jahreszeit ungewöhnlich schlecht, und das verlangsamte die Ritter Aeris, die Rook zu ihrem Herrn in den Süden trugen; aus diesem Grund hatte sie fast fünf Tage für die Reise gebraucht. Die Zeit war die reinste Folter für sie gewesen. Sie selbst verfügte über keinerlei Windkräfte, und deshalb konnte sie nur in der geschlossenen Flugsänfte sitzen und die Mappe mit den Dokumenten anstarren, die auf dem Platz gegenüber lagen.

Zudem litt sie unter einem Unwohlsein, welches nichts mit dem Auf und Ab der Windkutsche zu tun hatte, das durch die rauen Winde verursacht wurde. Sie schloss die Augen, damit sie das Bündel von Schriftstücken, die sie heimlich in der Hauptstadt abgeschrieben hatte, nicht mehr sehen musste. Die Abschriften hatte sie von skrupellosen und gierigen Angehörigen der Palastdienerschaft gekauft. Außerdem hatte sie sich in unbesetzte Schreibzimmer und verschlossene Kammern geschlichen, um weitere Dokumente zu stehlen. Auf diese Weise brachte sie einiges von Wert in Erfahrung, Brocken und Bruchstücke, die für

sich genommen über wenig Aussagekraft verfügten, jedoch mit den Berichten der anderen Blutkrähen ein großes Ganzes ergeben würden.

Aber letztlich war nichts davon wirklich wichtig. Jetzt nicht mehr. Das oberste Dokument des Stapels machte alle anderen überflüssig. Sobald ihr Herr erfahren hätte, was sie herausgefunden hatte, würde er in Zugzwang geraten. Dann würde er den Bürgerkrieg anzetteln, von dem jeder Aleraner mit ein wenig Verstand längst wusste, dass er in der Luft lag. Dieser Krieg würde zehntausende Aleraner das Leben kosten. Mindestens. Was an sich schon schlimm genug war. Aber nicht deswegen fühlte sie sich so elend.

Sie hatte einen Freund verraten, um an die Geheimnisse zu gelangen. Keinesfalls war sie die naive junge Frau, die sie zu sein vorgab, sondern viel älter als der Junge aus Calderon. In ihrer gemeinsamen Zeit hatte sich eine große Zuneigung zu ihm und seinen Freunden entwickelt, und sie hatte sie zu respektieren gelernt. Der Gedanke, dass die von ihr zur Schau gestellte Freundschaft und Fröhlichkeit nur eine Fassade war, peinigte sie, und wenn ihre Freunde den wahren Grund für ihren Aufenthalt in der Hauptstadt gekannt hätten, wären sie ohne Zweifel sofort über sie hergefallen und hätten sie gefangen genommen.

Oder sie gleich an Ort und Stelle umgebracht.

Das erschwerte es ihr zusätzlich, ihre Rolle zu spielen. Die Kameradschaft und der lockere Umgang waren zu verführerisch. Sie hatte schon darüber nachgedacht, zum Feind überzulaufen. Wäre sie nicht eine so begabte Wasserwirkerin gewesen, sie hätte sich jede Nacht in den Schlaf geweint – aber selbst das hätte ihre Tarnung gefährdet, und darum unterdrückte sie die Tränen.

Und genau das tat sie auch jetzt, während die Windkutsche endlich in den Sinkflug hinunter in den glutheißen, dunstigen Spätsommer von Kalare übergang. Auf ihren Herrn musste sie einen ruhigen, gelassenen Eindruck machen, und ihre Angst bei dem Gedanken daran, bei ihm in Ungnade zu fallen, rief ein

Schwindelgefühl hervor. Sie ballte die Hände zu Fäusten, schloss die Augen und redete sich wieder und wieder ein, dass sie sein wertvollstes Werkzeug und viel zu erfolgreich war, als dass er sich ihrer entledigen würde.

Das half nicht viel, aber zumindest hatte sie in den letzten Momenten des Fluges etwas zu tun, so lange, bis ihr der kräftige und ein wenig an Fäulnis erinnernde Gemüsegeruch von Kalare in die Nase stieg. Sie brauchte gar nicht aus dem Fenster zu schauen und sich die Stadt anzusehen, in der es zu Sonnenaufgang genauso lebhaft zuging wie bei Sonnenuntergang. Neun Zehntel der Fläche bestand aus schmutzigen Elendsvierteln. Die geschlossene Windkutsche flog auf das letzte Zehntel zu, den prächtigen Turm des Hohen Fürsten, und landete auf dem Wehrgang, wie es ähnliche Windkutschen jeden Tag viele Male taten.

Sie holte tief Luft, beruhigte sich, nahm die Papiere, zog sich die Kapuze über, um von niemandem erkannt zu werden, und eilte die Treppe hinunter. Unten überquerte sie den Hof zum eigentlichen Turm, der Residenz des Hohen Fürsten. Die Diener erkannten sie an der Stimme und verlangten nicht, dass sie die Kapuze abnahm. Kalarus hatte ihnen seine Wünsche bezüglich Rook sehr eindringlich klargemacht, und die Wachen wagten es nicht, seinen Zorn zu erregen. Ohne Umschweife führte man sie ins Arbeitszimmer des Hohen Fürsten.

Kalarus saß am Schreibtisch und las. Er war kein Riese von einem Mann und auch nicht kräftig gebaut, allenfalls ein bisschen höher gewachsen als der Durchschnitt. Gekleidet war er mit einem leichten, hauchdünnen grauen Seidenhemd und einer dunkelgrünen Hose aus dem gleichen Stoff. An jedem Finger trug er einen Ring, jeweils mit unterschiedlichen grünen Steinen besetzt, und auf dem Kopf saß ein Reif aus Stahl. Wie die meisten Südländer hatte er dunkles Haar und dunkle Augen, und man durfte ihn durchaus als gutaussehend bezeichnen – obwohl er einen Ziegenbart trug, um das fliehende Kinn zu verstecken.

Rook kannte ihre Rolle. Sie blieb schweigend neben der Tür stehen, bis Kalarus einige Augenblicke später aufsaß.

»Und?«, murmelte er. »Was führt dich den weiten Weg nach Hause, Rook?«

Sie zog die Kapuze ab, verneigte sich und trat vor, um die Schriftstücke auf den Schreibtisch ihres Herrn zu legen. »Die meisten enthalten wenig Interessantes. Doch das Oberste wirst du sicherlich unverzüglich lesen wollen, Herr.«

Er knurrte leise, streckte träge die Hand aus und spielte mit dem Papier, ohne es jedoch aufzufalten. »Es sollte sich schon um wirklich welterschütternde Neuigkeiten handeln. Mit jeder Minute, die du deine Pflichten Gaius gegenüber vernachlässigst, gefährdest du deine Tarnung. Es würde mich doch unglücklich stimmen, ein so wertvolles Werkzeug wegen einer törichten Entscheidung zu verlieren.«

Innerlich kochte sie vor Wut, ließ sich aber nichts anmerken und neigte erneut den Kopf. »Herr, wenn mich meine Einschätzung nicht trügt, ist dieses Schriftstück ein Befehl von solcher Reichweite, dass er den Wert jedes Spions übertrifft, wie gut er auch immer platziert sein mag. Darauf würde ich sogar mein Leben wetten.«

Kalarus zog die Augenbrauen eine Winzigkeit hoch. »Das hast du bereits«, sagte er leise. Dann faltete er das Papier auf und begann zu lesen.

Ein Mann von Kalarus' Kräften und Erfahrung verbarg selbstverständlich jegliche Gefühle und Reaktionen vor anderen Menschen, ebenso wie Rook vor ihrem Herrn. Wer über ein gewisses Maß an Wasserkräften verfügte, konnte nämlich aus diesen Reaktionen, sowohl den körperlichen als auch den Gefühlen, viel über den betreffenden Menschen erfahren. Natürlich hatten die mächtigsten Fürsten von Alera ausreichend Erfahrung darin, ihre Emotionen voreinander zu verhehlen, um die Elementarkräfte der anderen zu schwächen.

Aber in diesem Fall brauchte Rook ihre Wasserkräfte über-

haupt nicht einzusetzen. Sie war geschickt darin, andere Menschen zu deuten, eine Fähigkeit, die sie während ihrer Jahre in diesem gefährlichen Dienst entwickelt hatte, und das hatte nichts mit Elementarwirken zu tun. Sie hätte zwar nicht jede Veränderung in Kalarus' Mienenspiel benennen können, aber mit absoluter Sicherheit war er erschrocken und von der Nachricht erschüttert.

»Woher hast du das?«, verlangte er zu wissen.

»Von einem Pagen im Palast. Er hat verschlafen und musste zum Windhafen rennen. Da wir befreundet sind, hat er mich gebeten, seine Botengänge zu erledigen.«

Kalarus schüttelte den Kopf. »Und du bist von der Echtheit überzeugt?«

»Ja, mein Fürst.«

Die Finger seiner rechten Hand begannen zu zittern und zucken und trommelten leise auf den Schreibtisch. »Ich hätte nie gedacht, dass Gaius Frieden mit Aquitania schließen würde. Er hasst den Mann.«

Rook sagte leise: »Gaius braucht ihn. Im Augenblick. Solche Überlegungen siegen manchmal sogar über Hass.«

Ihr Herz flatterte, denn bei ihrem letzten Satz hatte sie einen federleichten Hauch bitterer Ironie mitschwingen lassen. Kalarus war das jedoch nicht aufgefallen. Seine Finger zuckten noch schneller. »Ein Jahr hätte ich noch für die Vorbereitungen gebraucht, dann hätte ich ihn zermalmen können.«

»Vielleicht ist er sich dessen bewusst geworden, mein Fürst. Womöglich möchte er dich dazu verleiten, übereilt zu handeln.«

Kalarus betrachtete stirnrunzelnd seine Finger und brachte sie langsam zur Ruhe. Daraufhin faltete er die Nachricht und faltete sie noch einmal und noch einmal, wobei er die Augen zusammenkniff. Anschließend zeigte er die Zähne in einem raubtierhaften Grinsen. »Sicherlich. Ich bin der Bär, den er ködert. Gaius ist überheblich, das war er schon immer. Er hält sich für allwissend.«

Rook nickte und erwiderte nichts.

»Schon in Kürze wird er erfahren, dass *dieser* Bär viel größer und gefährlicher ist, als er erwartet hat.« Er erhob sich und riss an der Glocke, dann rief er seine Elementare, damit sie eine Truhe öffneten und ein Dutzend Karten auf deren Oberseite ausrollten. »Sag meinen Hauptmännern, es sei so weit. Wir versetzen die Truppen in Einsatzbereitschaft und marschieren im Verlauf der nächsten Woche los. Und sag deinen Leuten, sie sollen den Druck auf die Kursoren aufrechterhalten.«

Rook verneigte sich. »Ja, mein Fürst.«

»Und du ...« Kalarus lächelte. »Für dich habe ich einen ganz besonderen Auftrag. Ich hatte eigentlich geplant, mich persönlich darum zu kümmern, aber es scheint, ich muss meine Rache durch einen Stellvertreter ausführen lassen.«

»Die Wehrhöferin?«, fragte Rook leise.

»Die Hure aus Calderon«, berichtigte Kalare sie in gefährlich scharfem Ton.

»Ja, mein Fürst. Wird erledigt.« Sie biss sich auf die Unterlippe. »Mein Fürst ... wenn du erlaubst?«

Kalarus deutete auf eine Tür an der anderen Seite des Arbeitszimmers, wo sich ein Gesellschaftszimmer zum Lesen und für Gespräche mit Vertrauten anschloss. Rook durchquerte das Arbeitszimmer und öffnete die Tür zu dem großen Raum mit dem dicken Teppich und den kostbaren Möbeln.

Ein kleines Mädchen mit schwarzem Haar saß neben einer Dienerin auf dem Boden und spielte mit Puppen. Als die Tür aufging, blickte das Kindermädchen auf, erhob sich, verneigte sich vor Rook und zog sich ohne ein Wort zurück.

»Mama!«, schrie die Kleine voller Freude, sprang auf und lief zu Rook, die ihre Tochter in die Arme schloss und fest an sich drückte. »Ich habe dich so vermisst, Mama.«

Rook nahm sie noch fester in die Arme, und bittere Tränen begannen zu fließen – der Entschlossenheit, nicht zu weinen, zum Trotz. »Ich habe dich so vermisst, Mascha.«

»Ist es jetzt so weit, Mama?«, fragte ihre Tochter. »Ziehen wir aufs Land und kaufen uns Pferde?«

»Noch nicht. Aber bald, Kleines«, flüsterte Rook. »Ganz bald, das verspreche ich dir.«

Das Mädchen blickte sie aus riesigen Augen an. »Ich vermisse dich so.«

Sie umarmte das Kind erneut, um dem Schmerz in den Augen der Kleinen zu entfliehen. »Ich vermisse dich auch. Ach, du weißt gar nicht, wie sehr ich dich vermisse.« Rook spürte Kalarus hinter sich in der Tür. Sie wandte sich zu ihm um, blickte ihn jedoch nicht an. »Tut mir leid, Kleines. Diesmal kann ich nicht länger bleiben. Ich muss wieder aufbrechen.«

»Aber du bist doch gerade erst angekommen«, klagte Mascha. »Wenn ich dich nun brauche und nicht finden kann?«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Kalarus in einem freundlichen Ton, der im Gegensatz zum kalten Glitzern seiner Augen stand. »Ich Sorge für die Sicherheit der kleinen Tochter meiner Gefolgsfrau. Darauf hast du mein Wort. Deine Treue ist mir sehr wichtig.«

Rook wandte sich ab und schob sich zwischen Mascha und Kalarus. Wieder schloss sie die Kleine in die Arme, und einige bittere Angststränen rannen ihr über das Gesicht.

Sie hörte, wie sich Kalarus umdrehte und leise lachend in sein Arbeitszimmer zurückkehrte. »Damit wird er nicht gerechnet haben. Ganz und gar nicht gerechnet haben.«

Ehren saß an dem wackeligen Schreibtisch in der offenwandigen Hütte, der Schweiß tropfte ihm von der Nase auf das Rechnungsbuch vor ihm, rann auf seinen ledernen Sklavenring und von dort weiter in das dünne Hemd. Auf den Sonnenuntergangsinseln konnte es im Sommer entsetzlich heiß werden, obwohl es, den großen Elementaren sei Dank, inzwischen wieder ein wenig abkühlte. Insekten schwirrten um Ehrens Kopf, und winzige Schwalben zischten durch die riesigen, offenen Fenster herein und jagten ihnen hinterher. Alle paar Augenblicke verkrampfte

sich seine Hand, was ihn zwang, den Federkiel zur Seite zu legen. Gerade war es wieder so weit, als ein ausgemergelter, dünner Mann durch die Tür eintrat.

»Ehren«, fauchte er böse. »Bei den verfluchten Krähen, ich habe dich nicht gekauft, damit du herumsitzt und aus dem Fenster starrst.«

Schlecht gelaunt wie er war, erschien Ehren der Gedanke, dem Kerl den Hals umzudrehen, ausgesprochen verlockend – doch als Cursor konnte er es sich nicht leisten, sich von persönlichen Gefühlen bei der Ausübung seiner Pflicht leiten zu lassen. Seine Aufgabe bestand darin, auf den Sonnenuntergangsinseln unsichtbar zu bleiben und zu beobachten und zu lauschen und Berichte zum Festland zu schicken. Er nahm den Federkiel wieder zur Hand, zog den Kopf ein und erwiderte demütig: »Ja, Meister Ullus. Entschuldige. Ich habe nur meine Finger ein wenig ausgeruht.«

»Du kannst dich am Galgen ausruhen, wenn ich dich noch einmal beim Faulenzen erwische«, sagte der Mann und ging zu einem niedrigen Schrank, der mit schmutzigen Gläsern und Flaschen billigen Rums gefüllt war. Ullus machte sich daran, den Rum zu vertilgen, wie an den meisten Tagen, während sich Ehren weiter mit der Aufgabe quälte, die hoffnungslos unvollständige Buchführung aufzuarbeiten.

Einige Zeit später betrat ein Mann den Raum. Er war nicht groß, wirkte dafür aber schlank und schäbig, wie einer dieser Piraten, der Schrecken der Handelsschiffe, welche die unzähligen Verstecke entlang der Küste der Inseln für ihre Zwecke nutzten. Die Kleidung sah aus, als wäre sie lange Zeit Salz, Wind und Sonne ausgesetzt gewesen, und außerdem passten die einzelnen Teile nicht zueinander, wie die Beutestücke eines erfolgreichen Seeräubers.

Und dennoch ... Ehren runzelte die Stirn und ließ den Blick auf seinem Buch. Der Mann erweckte nicht den Eindruck eines Piraten. Die meisten gefielen sich darin, ungepflegt, verlottert

und halb in Lumpen herumzulaufen. Dieser Mann hingegen wirkte vorsichtig und nüchtern. Er bewegte sich wie einer der besseren Berufskämpfer, entspannt wachsam und zurückhaltend. Ehren hielt ihn nicht für einen Piraten, sondern für einen Stecher – einen Meuchelmörder, der für Gold Geschäfte mit dem Tod machte, wenn nur der Preis stimmte.

Ullus erhob sich und wankte auf den Hacken hin und her. »Herr ...«, begann er. »Willkommen in West-Mistos. Ich bin Ullus, und ich bin der oberste Handelsverw ...«

»Du bist ein Hehler«, sagte der Mann leise.

Ullus fiel die Kinnlade herunter, und er zog eine Miene, die nicht einmal ein Kind überzeugt hätte. »Aber, guter Herr!«, rief er. »Ich habe keine Ahnung, wer dir solche Verleumdungen erzählt hat, aber ...«

Der Mann neigte den Kopf leicht und starrte Ullus an. Ehrens Herr war ein betrunkenener Dummkopf, aber weder zu betrunken noch zu dumm, um das gefährliche Funkeln in den Augen des Besuchers zu übersehen. Er schloss den Mund und schluckte nervös.

»Du bist ein Hehler«, wiederholte der Fremde, genauso leise wie zuvor. »Ich bin Kapitän Demos. Ich habe Waren zu veräußern.«

»Gewiss«, sagte Ullus lallend. »Bring sie einfach her, und ich werde dir einen guten Preis bezahlen.«

»Ich lasse mich nicht von dir betrügen«, entgegnete der Mann. Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche und warf es Ullus vor die Füße. »Das ist die Liste. Du verkaufst die Sachen zu meinem Preis oder übernimmst sie selbst, wenn ich in drei Wochen wiederkomme. Ich zahle dir einen Anteil davon. Betrüge mich um einen einzigen Kupferbock, und ich schneide dir die Kehle durch.«

Ullus schluckte. »Ich verstehe.«

»Das war ja auch nicht so schwierig«, sagte der Mann.

Ullus hob die Liste auf und las sie sich durch. Er zuckte zusam-

men. »Kapitän«, sagte er schließlich vorsichtig, »weiter im Osten würdest du einen besseren Preis dafür bekommen.«

»Ich segle nicht nach Osten«, erwiderte der Mann.

Ehren seufzte, senkte den Federkiel und gab sich alle Mühe, gelangweilt und jämmerlich zu wirken, um seine plötzliche Aufregung und Neugier zu vertuschen. West-Mistos war die westlichste Siedlung der Sonnenunterganginseln. Westlich davon lag nur noch das Land der Canim. Der wichtigste Handelshafen war zehn Tage Segelfahrt von West-Mistos entfernt, und zu dieser Jahreszeit brauchte man für den Weg zurück sogar elf Tage.

Kapitän Demos brachte etwas zu den Canim.

»Komm«, sagte Kapitän Demos. »Nimm deinen Sklaven und einen Karren. In einer Stunde steche ich in See.«

»Da, siehst du?«, sagte er stolz. »Du hast es ganz allein geschafft.«  
Tavi schüttelte keuchend den Kopf. »Ich verstehe das mit den Rollen immer noch nicht.«

»Indem deine Kraft auf einen kleineren Bereich wirkt«, antwortete Magnus, »ziehst du vierzig Fuß Seil ein, während sich der Arm nur um fünf Fuß bewegt.«

»Rechnen kann ich schon selbst«, sagte Tavi. »Nur, ich ... es ist so unwirklich. Mein Onkel hätte es kaum geschafft, das Ding nach hinten zu spannen, und er ist ein starker Erdwirker.«

»Unsere Vorfahren kannten sich mit körperlicher Arbeit aus«, lachte Magnus. »Wenn Larus das nur sehen könnte, er würde geifern! Komm, Junge, hilf mir mit dem Geschoss.«

Gemeinsam hoben Tavi und Magnus einen Stein von fast fünfzig Pfund auf die Schale am Ende des Maschinenarmes, dann traten beide zurück. »Vielleicht hätten wir lieber Teile nehmen sollen, die in richtigen Manufakturen hergestellt wurden.«

»Nie im Leben«, murmelte Magnus. »Wenn wir gewirkte Teile benutzen, müssten wir sie irgendwann doch wieder ohne Wirker nachbauen, oder Larus und Konsorten würden uns allein deswegen auslachen. Nein, mein Junge, wir müssen es tun wie die alten Römer, so wie im antiken Appia.«

Tavi schnaubte. Sie standen inmitten der Ruinen in der Stadt seiner Vorväter. Die hatten auf der Kuppe eines alten Berges gebaut, der zu einem imposanten Hügel abgetragen war, und alles bestand aus Stein. Von den Mauern aberdutzender Gebäude waren nur Schutt und Bruchstücke geblieben. Gras und Bäume sprossen zwischen den zerfallenen Häusern und alten Stadtmauern. Der Wind strich seufzend durch die Steine und sang sein leises immerwährendes Lied der Trauer. Rehe zogen still über die Straßen, die man kaum mehr als Menschenwerk erkennen konnte, wenn man sie aus einiger Distanz betrachtete, so verfallen waren sie. Hier suchten die Tiere bei den seltenen Stürmen Schutz. Auf den Überresten von Statuen, denen der Zahn der Zeit das Gesicht abgenagt hatte, nisteten Vögel.

Die Steine, die man beim Bau von Appia verwendet hatte, wiesen nicht die glatten Bögen und präzisen Ecken von elementarwirktem Fels auf, sondern waren aufeinandergesetzt aus kleineren Stücken, die noch die Spuren von Werkzeug aufwiesen, ein Verfahren, das in den alten, in Stein gehauenen Inschriften, die Magnus in den Katakomben unter den Ruinen entdeckt hatte, als »Steinbrechen« bezeichnet worden war. Andere Darstellungen, offensichtlich von Soldaten der Romaner, hatten die Zeiten ebenfalls in der Stille der Höhlen überstanden, und auf einer von ihnen hatten Magnus und Tavi die Kriegsmaschine gefunden, die im Kampf gegen einen ungeheuren, gehörnten Riesen zum Einsatz gebracht worden war.

Eigentlich hatte alles, was Tavi hier gesehen und erfahren hatte, ihn darin bestätigt, dass die Vorfahren der Aleraner – ebenso wie er selbst – nicht über Elementarkräfte verfügt hatten. Diese Tatsache lag auf der Hand, und Tavi hätte am liebsten vor Wut geschrien, wann immer er an diese »Gelehrten« der Akademie wie Maestro Larus dachte, die jegliche Thesen in dieser Richtung ohne Beachtung der Belege schlicht abschmetterten.

Und genau deshalb hatte Magnus darauf bestanden, sich bei der Herstellung der Kriegsmaschine der groben und beschwerlichen Handarbeit zu bedienen. Er wollte zumindest ausschließen, dass man ganz grundsätzlich die Möglichkeit bestritt, solche Leistungen ohne den Einsatz von Elementarkräften zu vollbringen.

»Ich verstehe ja, weshalb wir das tun, Herr. Aber die Romaner hatten viel mehr Übung darin als wir. Bist du sicher, dass es tatsächlich einsatzbereit ist?«

»Oh«, meinte Magnus, »aber unbedingt. Die Teile sind diesmal stärker, die Balken dicker. Es ist viel stabiler als der Vorgänger.«

Die letzte Maschine war beim Ausprobieren einfach in sich zusammengebrochen. Das gegenwärtige Exemplar, das fünfte seiner Art, war beträchtlich robuster. »Wenn es wieder auseinanderfällt, werden seine Einzelteile herumgeschleudert. Und zwar mit Wucht.«

Sie blickten sich an. Dann schnaubte Magnus und knotete das Ende eines langen Seils an den Stift, der den Arm unten hielt. Sodann zog er sich mit seinem Gehilfen gute zwanzig Schritt zurück. »Hier«, sagte Magnus und bot Tavi das Seil an. »Ich war beim letzten Mal dran.«

Tavi nahm das Seil entgegen und erwischte sich dabei, wie er lächelte. »Kitai hätte das bestimmt gefallen. Fertig?«

Magnus grinste wie ein Schwachsinniger. »Fertig!«

Tavi riss an der Leine. Der Stift löste sich. Der Mechanismus setzte sich in Bewegung, der Arm schnappte nach vorn und schleuderte den Stein in weitem Bogen in die Luft. Das Geschoss schob ein paar Steine von einer Trümmermauer, rollte über einen kleinen Hang und verschwand auf dessen anderer Seite.

Magnus stieß einen Juchzer aus, vollführte einen kleinen Freudentanz und fuchtelte wild mit den Armen. »Ha! Es funktioniert. Ha. Wer ist denn hier der Verrückte?«

Tavi lachte ebenfalls aufgeregt und fragte Magnus, wie die Maschine den Stein denn geschleudert hatte, doch dann hörte er etwas und fuhr herum.

Irgendwo auf der anderen Seite des Hügels stieß jemand eine Reihe übelster Flüche aus, die durch die vormittägliche Luft hallten.

»Maestro«, setzte Tavi an, doch ehe er mehr sagen konnte, kam der Stein, den sie gerade abgeschossen hatten, in hohem Boden auf sie zurückgefliegen.

»Maestro!«, schrie Tavi. Er packte den alten Mann im Nacken an der einfachen Tunika und zerrte ihn von der Maschine fort.

Der Stein verfehlte die beiden nur knapp und krachte in die Maschine. Holz zerbrach und zersplitterte. Metall ächzte. Von dem Stein sprangen Splitter ab, und Tavi wurde schmerzhaft von einem faustgroßen Brocken am Arm getroffen. Er schützte den dünnen alten Maestro mit seinem Körper vor den umherfliegenden Trümmern und rief: »Runter!«

Bevor Magnus den Boden erreichen konnte, hatte Tavi seine

Schleuder vom Gürtel genommen und eine glatte, schwere Bleikugel eingelegt. Im nächsten Moment kam ein Reiter um den Hügel. Der Fremde hielt das Schwert in der Hand, und seine Flüche nahmen immer noch kein Ende. Tavi ließ die Schleuder kreisen, doch einen Augenblick, ehe er sie abschoss, senkte er die Waffe. »Antillar Maximus!«, schrie er. »Max! Ich bin's!«

Der angreifende Reiter zügelte sein Pferd heftig, und es gelangte rutschend auf der lockeren Erde des Grabungsortes inmitten einer großen Staubwolke zum Stehen.

»Tavi!«, rief der junge Mann im Sattel, und in seiner Stimme schwang gleichermaßen Freude und Wut mit. »Was bei den Krähen erlaubst du dir eigentlich? Hast du diesen Stein geworfen?«

»Könnte man so sagen«, meinte Tavi.

»Ha! Dann bist du endlich dahintergekommen, wie man ein bisschen einfaches Erdwirken anstellt?«

»Besser noch«, erwiderte Tavi. »Wir haben eine romanische Kriegsmaschine.« Er drehte sich um und betrachtete entsetzt die Überreste. »Oder eher: Wir hatten eine«, berichtigte er sich.

Max öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Er war ein junger Mann, der unlängst das körperliche Wachstum abgeschlossen hatte, ein großer und kräftiger Kerl. Er hatte ein markantes Kinn, eine Nase, die schon mehrmals gebrochen worden war, und wölfische graue Augen. Obwohl man ihn sicherlich nicht als schön bezeichnen konnte, wirkte Max' Gesicht auf seine raue, starke Art anziehend.

Er schob das Schwert in die Scheide und stieg ab. »Die Romanischen? Diese Leute, von denen du glaubst, sie hätten keine Elementarkräfte besessen, so wie du?«

»Sie werden Romaner genannt«, berichtigte Tavi ihn. »Romanisch nennt man etwas, das von Romanern erbaut wurde. Und: ja. Obwohl es mich überrascht, dass du dich daran noch von der Akademie erinnerst.«

»Das darfst du mir nicht vorwerfen. Ich habe mein Bestes gegeben, um sowas zu verhindern, aber anscheinend habe ich mir

versehentlich einige der Lektionen gemerkt«, sagte Max und sah Tavi schief an. »Du hättest mir mit deinem Stein beinahe den Kopf abgeschossen, weißt du das? Ich bin vom Pferd gefallen. Das ist mir nicht mehr passiert, seit ...«

»Seit du das letzte Mal betrunken warst«, unterbrach Tavi ihn grinsend und reichte Max die Hand.

Der große junge Mann schnaubte und schüttelte sie ihm kräftig. »Bei den Elementaren, Calderon. Du wachst und wächst. Jetzt bist du so groß wie ich. Du bist schon viel zu alt, um noch so zu wachsen.«

»Ich muss ein bisschen Zeit nachholen«, erwiderte Tavi. »Max, darf ich dir Maestro Magnus vorstellen?«

Der alte Mann erhob sich vom Boden, klopfte sich den Staub von der Kleidung und zog eine Miene wie ein Wintersturm. »Der? Dieser Minderbemittelte ist der Sohn von Antillus Raucus?«

Max wandte sich dem alten Mann zu, und zu Tavis Überraschung war er unter der gebräunten Haut errötet. »Herr«, sagte Max und neigte unbeholfen den Kopf. »Du gehörst zu der Auswahl von Menschen, denen ich die Hochachtung meines Vaters übermitteln soll, wann immer ich sie sehe.«

Magnus zog eine seiner silbernen Augenbrauen hoch.

Max betrachtete das Trümmerfeld, das von der Maschine geblieben war. »Äh. Und es tut mir leid wegen deines ... äh ... römischen Dings.«

»Es handelte sich um eine Kriegsmaschine«, erklärte Magnus scharf. »Um eine römische Kriegsmaschine. In den Inschriften, die wir gefunden haben, wird sie als *Mulus* bezeichnet. Obwohl das schon ein wenig eigenartig ist, denn in früheren Schriften werden mit dem gleichen Wort die Soldaten ihrer Legionen bezeichnet ...« Magnus schüttelte den Kopf. »Ich schweife ab, verzeih mir.« Der Alte sah sich die ruinierte Kriegsmaschine an und seufzte. »Wann hast du das letzte Mal mit deinem Vater gesprochen, Maximus?«

»Ungefähr eine Woche, bevor ich weggelaufen bin und mich in der Legion eingeschrieben habe, Herr«, erwiderte Max. »Das dürfte so acht Jahre her sein.«

Magnus' Schnauben verriet beträchtliche Missbilligung. »Du weißt, warum er nicht mehr mit dir spricht, nehme ich an?«

»Ja«, antwortete Max ruhig. Tavi entging die leichte Traurigkeit in der Stimme seines Freundes nicht, und das versetzte ihm einen Stich. »Herr, ich würde es gern für dich wieder zusammenbauen.«

»Ach ja?«, sagte Magnus, und seine Augen funkelten. »Äußerst großzügig.«

»Natürlich«, meinte Max und nickte. »Dauert nur eine Minute.«

»Oh nein, nein«, gab Magnus zurück. »Eher ein paar Wochen.« Er zog die Augenbrauen hoch und fragte Max: »Du wirst dir doch denken können, dass ich bei meinen Forschungen zwingenderweise nur romanische Fertigungsweisen anwenden darf. Keine Elementarkräfte.«

Max, der sich gerade der Kriegsmaschine zugewendet hatte, zögerte: »Hm, wie?«

»Mit dem Schweiß und der Kraft deiner Muskeln«, sagte Magnus fröhlich. »Alles vom Schlagen der Bäume bis hin zum Anfertigen der Metallhalterungen. Wir müssen es neu herstellen. Nur beim nächsten muss es doppelt so groß werden, daher freue ich mich natürlich über deine freiwillige ...«

Tavi bekam als Warnung nur eine verhuschte Bewegung aus den Augenwinkeln mit, doch plötzlich schlugen seine Instinkte wilden Alarm. »Max!«, schrie er und riss sofort den Maestro wieder zu Boden.

Max fuhr herum und zog das Schwert mit einer Geschwindigkeit aus der Scheide, wie sie nur ein Windwirker erreichen kann. Sein Arm war in der Bewegung kaum mehr scharf zu erkennen, und Tavi hörte ein zweifaches Schnappen, als Max zwei schwere Pfeile aus der Luft schlug, und zwar mit der Genauigkeit, mit der

allein ein Metallwirker seine Waffe zu führen vermag. Daraufhin sprang er zur Seite.

Tavi schob den Maestro hinter eine niedrige Ruinenmauer, wo er vor den Angreifern geschützt war. Er blickte über die Schulter zu Max, der an einer zehn Fuß starken Steinsäule stand, die in sieben oder acht Fuß Höhe über dem Boden abgebrochen war.

»Wie viele?«, fragte Tavi.

»Zwei, dort drüben«, antwortete Max. Er duckte sich, legte die Hand auf den Boden, schloss die Augen und fügte dann hinzu: »Einer schleicht sich von Westen an uns heran.«

Tavi sah in die betreffende Richtung, entdeckte jedoch niemanden zwischen Bäumen, Büschen und eingestürzten Mauern. »Ein Holzwirker!«, rief er. »Ich kann ihn nicht sehen.«

Max schob sich auf einer Seite hinter der Säule vor und konnte gerade noch rechtzeitig zurückweichen, als ein Pfeil auf Höhe seiner Kehle vorbeizischte. »Verfluchte Holzwirkerschleiche«, murmelte er. »Kannst du die Bogenschützen ausmachen?«

»Sicher. Ich brauche nur den Kopf rauszustecken und mich umzuschauen, Max«, sagte Tavi. Währenddessen fummelte er in seiner Gürteltasche herum und holte den kleinen Spiegel heraus, den er zum Rasieren benutzte. Den hob er über die Mauerruine, drehte ihn hin und her und suchte nach den Bogenschützen. Innerhalb von ein oder zwei Sekunden hatte er die beiden ausfindig gemacht – zwar hatten sie sich mit Hilfe von Holzkräften bis zum Angriff getarnt, dies danach jedoch aufgegeben, um genauer schießen zu können. Im nächsten Augenblick traf ein Pfeil den Spiegel und riss Tavi eine Fingerspitze halb bis zum Knochen auf.

Tavi zog die Hand zurück und umklammerte den blutenden Finger. Zunächst kribbelte die Wunde nur, doch so, wie der Finger blutete, würde schon bald starker Schmerz einsetzen. »Dreißig Schritt nördlich von dir, in der Ruine mit dem dreieckigen Loch in der Wand.«

»Pass auf den Mann an der Flanke auf!«, rief Max und stieß die Hand hinter der Säule hervor. Feuer strömte aus seinen Finger-

spitzen und flammte zu einer riesigen Wolke auf, die sich bis zu den Bogenschützen erstreckte. Tavi hörte, wie Max' Pferd voller Angst wieherte und ausschlug. Max rannte hinter der Flamme her auf die andere Seite der Säule.

Im Westen knirschten Steine. Tavi erhob sich in die Hocke und hielt seine Schleuder bereit. »Hörst du das?«, flüsterte er.

»Ja«, knurrte Magnus. »Wenn ich ihn seiner Tarnung beraube, kannst du ihn dann erledigen?«

»Glaube schon.«

»Du glaubst nur?«, fragte Magnus. »Denn in dem Moment, in dem ich ihn rausgelockt habe, wird er mir einen Pfeil ins Auge schießen. Kannst du ihn erledigen oder nicht?«

»Ja«, sagte Tavi. Zu seiner eigenen Überraschung klang er vollkommen von sich selbst überzeugt. Und was ihn noch mehr verwunderte: Er glaubte es tatsächlich. »Wenn du ihn mir zeigst, werde ich mit ihm fertig.«

Magnus holte tief Luft, nickte knapp, erhob sich und schlug mit der Hand in die ungefähre Richtung des Angreifers.

Die Erde grollte und dröhnte mit der brausenden Kraft eines Erdbebens, aber in einem winzigen, wenn auch heftigen Zittern, als würde sich ein Hund Wasser aus dem Fell schütteln. Feiner Staub stieg in die Luft und trieb als Wolke vielleicht fünfzig Schritt davon. In einer Entfernung von vielleicht zwanzig Schritten blieb ein Teil davon an einem Mann hängen, der neben einer Farnreihe hockte. Im Staub enthüllte sich jetzt seine Silhouette.

Der Mann nahm unverzüglich den Bogen hoch und zielte auf den alten Maestro.

Tavi stand auf, ließ die Schleuder einmal kreisen und schickte die schwere Bleikugel pfeifend durch die Luft.

Der Bogen des Angreifers schwirrte.

Tavis Kugel traf den Mann mit einem dumpfen Aufschlag.

Ein Pfeil prallte gegen eine eingestürzte Felswand zwei Fuß hinter Maestro Magnus.

Der eingestaubte Holzwirker taumelte einen Schritt zur Seite

und hob die Hand zum Köcher an seiner Schulter. Doch ehe er den nächsten Pfeil ziehen konnte, schienen seine Knie regelrecht unter ihm nachzugeben. Der Mann sank zu Boden und starrte blicklos in den Himmel.

Ein Stück weiter nördlich ertönte das Klirren von Stahl, dann lauter Donner. Ein Mann stieß einen scharfen Schrei aus, der aber abrupt endete.

»Max?«, rief Tavi.

»Die zwei sind erledigt«, rief Max zurück. »Und der Kerl an der Flanke?«

Tavi seufzte erleichtert. »Erledigt.«

Maestro Magnus hob die Hände und starrte sie an. Er setzte sich langsam, als hätte er in den Beinen nicht mehr Kraft als in den Fingern, atmete tief durch und legte die Hand auf die Brust. »Heute habe ich etwas gelernt, mein Junge«, sagte er schwach.

»Herr?«

»Ich habe gelernt, dass ich zu alt bin für solche Spielereien.«

Max kam um die Ecke einer der Ruinen und schritt hinüber zu der reglosen Gestalt des dritten Mannes. Blut glänzte rot auf dem Schwert von Tavis Freund. Max kniete sich kurz neben dem Mann hin, wischte sich das Schwert an dessen Tunika ab und schob es in die Scheide zurück, während er zu Tavi und Magnus zurückkehrte.

»Tot«, berichtete er.

»Und die anderen?«, fragte Magnus.

Max grinste den Maestro grimmig an. »Ebenfalls.«

»Bei den Krähen«, seufzte Tavi. »Wir hätten wenigstens einen am Leben lassen sollen. Die Leichen können uns nicht mehr verraten, wer sie waren.«

»Banditen?«, schlug Magnus vor.

»Mit so starken Elementarkräften?«, sagte Max und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, wie es mit dem dritten aussieht, aber die beiden ersten waren gute Ritter Flora. Glücklicherweise

waren sie bei den ersten beiden Schüssen noch mit ihrer Tarnung beschäftigt. So gute Männer verdingen sich für gewöhnlich nicht als Banditen, wenn sie in einer Legion viel besseres Geld verdienen können.« Er schaute zurück zu der staubigen Leiche. »Mann, womit hast du ihn getroffen, Calderon?«

Tavi zeigte ihm die Schleuder, die er immer noch in der Hand hielt.

»Du machst Scherze.«

»Bin damit aufgewachsen«, erklärte Tavi. »Mit sechs habe ich eine große Schleiche damit erledigt, die sich die Lämmer meines Onkels holen wollte. Danach zwei Schreckenswölfe und eine Bergkatze. Einmal habe ich sogar einen Thanadent vertrieben. Seit ich dreizehn war, habe ich sie nicht mehr benutzt, aber hier habe ich ein bisschen geübt, weil ich Vögel zum Essen für mich und den Maestro geschossen habe.«

»Das hast du nie erwähnt«, grummelte Max.

»Die Cives benutzen keine Schleudern. Ich hatte an der Akademie schon genug Probleme, auch ohne dass irgendwer Wind davon bekommen hat, dass ich mit so einer Bauerntölpel-Waffe umgehen kann.«

»Du hast ihn aber ziemlich totgemacht«, meinte Max, »dafür, dass es nur die Waffe eines Bauerntölpels war.«

»Wohl wahr«, befand auch Magnus, der seine Atmung wieder unter Kontrolle hatte. »Ein hervorragender Schuss, möchte ich hinzufügen.«

Tavi nickte müde. »Danke.« Er blickte auf seinen blutenden Finger, der langsam anschwell und pochte und brannte.

»Bei den Krähen, Calderon«, sagte Max. »Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst nicht an den Nägeln kauen?«

Tavi verzog das Gesicht und holte ein Taschentuch hervor. »Könntest du mir mal mit einer Hand aushelfen, bitte?«

»Wieso? Ganz offensichtlich gehst du schon mit deinen eigenen nicht besonders gut um.«

Tavi zog die Augenbrauen hoch.

Max lachte und band Tavi das Tuch um den Finger. »Nur, damit kein Dreck in die Wunde kommt und die Blutung aufhört. Dann holst du mir einen Eimer Wasser, und ich schließe die Wunde.«

»Noch nicht.« Tavi drückte sich vom Boden hoch und wandte sich in die Richtung der beiden Bogenschützen. »Komm. Vielleicht haben sie etwas bei sich, das uns einen Hinweis gibt, wer sie waren.«

»Mach dir keine Mühe«, sagte Max und starrte in die Ferne. Leise sagte er: »Du brauchst eine Woche, bis du alle Einzelteile zusammengesucht hast.«

Tavi schluckte und nickte seinem Freund zu. Dann ging er zu dem Mann, den er mit der Schleuder getötet hatte.

Die Kugel hatte fast genau zwischen die Augen getroffen, und zwar mit solcher Wucht, dass die Stirn eingedrückt war. Das Weiße der Augen hatte sich mit Blut gefüllt, und ein dünnes rotes Rinnsal lief ihm aus der Nase.

Der Tote wirkte jünger, als er erwartet hatte. Er konnte nicht viel älter sein als Tavi.

Und Tavi hatte ihn getötet.

Er hatte einen Mann getötet.

Rasch wandte er den Blick ab, damit er sich nicht übergab, weil die Übelkeit wie eine Welle über ihm zusammenschlug. Doch auch das genügte nicht, und so taumelte er ein paar Schritte zur Seite und übergab sich. Schließlich hatte er sich wieder beruhigt und spuckte nur noch den ekligen Geschmack aus. Dann verspernte er Abscheu und Schuldgefühle in einer stillen Ecke seines Kopfes, wandte sich wieder der Leiche zu und durchsuchte gründlich deren Habseligkeiten. Er richtete seine Aufmerksamkeit ganz auf diese Arbeit.

Er wollte gar nicht darüber nachdenken, was er gerade getan hatte. In seinem Bauch befand sich nichts mehr, was er noch von sich geben könnte.

Als er fertig war, kehrte er zum Maestro und zu Max zurück,

wobei er sich anstrengen musste, seine Schritte im Zaum zu halten und nicht zu rennen. »Nichts«, erstattete er leise Bericht.

Max seufzte enttäuscht. »Bei den Krähen. Wenn wir wenigstens wüssten, worauf die es abgesehen hatten. Auf mich, nehme ich an. Wenn sie vor mir hier gewesen wären, hätten sie euch bestimmt schon umgebracht.«

»Nicht unbedingt«, erwiderte Magnus. »Möglicherweise hat dich jemand verfolgen lassen, um einen von uns beiden aufzuspüren.«

Max blickte Magnus an und verzog das Gesicht. »Bei den Krähen.«

»So oder so«, meinte Tavi, »die Gefahr ist vielleicht noch nicht vorbei. Wir sollten nicht hierbleiben.«

Max nickte. »Das passt ja bestens. Die Krone hat mich geschickt, um dir Befehle zu überbringen, Tavi.«

»Und zwar?«

»Wir unternehmen eine Reise zu den Schwarzbergen an der Südspitze von Placidus Land. Da wird gerade eine neue Legion aufgebaut, und Gaius möchte, dass du dort eintrittst.«

»Wann?«

»Gestern.«

Tavi schnaubte. »Das wird meiner Tante und meinem Onkel nicht gefallen.«

»Ha«, meinte Max. »Es wird Kitai nicht gefallen, willst du sagen.«

»Ihr auch nicht. Sie ...«

Magnus seufzte. »Bei den Krähen, Antillar. Jetzt fang nur nicht von diesem Mädchen an. Danach wird er stundenlang von nichts anderem mehr reden.«

Tavi warf Magnus einen bösen Blick zu. »Ich wollte lediglich sagen, dass sie nächsten Monat mit meiner Familie zu unserem Treffen in Ceres kommen sollte. Ich werde es verpassen.«

»Du verpasst doch nichts, wenn du es verpasst, oder?« Max runzelte die Stirn und fügte hinzu: »Ach ja, habe ich ganz vergessen. Deine Familie mag dich ja.«

»Und das beruht auf Gegenseitigkeit. Ich habe sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen, Max.« Er schüttelte den Kopf. »Versteh mich nicht falsch. Ich weiß, die Sache ist wichtig, aber ... zwei Jahre! Und ich würde sowieso keinen guten *Legionare* abgeben.«

»Das macht nichts«, sagte Max. »Du wirst als Offizier eintreten.«

»Aber ich habe noch nicht einmal meinen Pflichtdienst abgeleistet. Niemand wird ohne Grundausbildung Offizier.«

»Du schon«, entgegnete Max. »Und zwar nicht als du selbst. Gaius braucht jemanden, der an der Spitze dieser Legion Augen und Ohren offen hält. Und dieser Jemand bist du. Unter falschem Namen und so.«

Tavi blinzelte. »Warum?«

»Diese Legion wird nach einem neuen Prinzip aufgebaut«, erklärte Max. »Aquitania hat das im Senat durchgesetzt. Du wirst bei der Ersten Aleranischen dienen. Sowohl die *Legionares* als auch die Offiziere stammen zu gleichen Teilen als Freiwillige aus jeder Stadt. Der Gedanke, der dahintersteht ...«

Tavi nickte. »Schon verstanden. Wenn aus jeder Stadt jemand in dieser Legion ist, kann diese Legion niemals eine Bedrohung für eine bestimmte Stadt darstellen. Denn ein Teil der *Legionares* und der Offiziere würde sich dagegen auflehnen.«

»Richtig«, sagte Max. »Die Aleranische Legion könnte also überall hinziehen, wo es Schwierigkeiten gibt, und sich dort einmischen, ohne jemandem auf die Zehen zu treten.«

Tavi schüttelte den Kopf. »Warum unterstützt Aquitania eine solche Legion?«

»Denk doch mal drüber nach«, sagte Max. »Eine ganze Legion, deren *Legionares* aus ganz Alera stammen, und sie wird in der Nähe von Kalares Einflussphäre ausgebildet. Da kommen und gehen Leute, Boten und Briefe aus dem gesamten Reich. Überleg doch mal.«

»Eine Brutstätte für Spione.« Tavi nickte. »Aquitania wird sich Geheimnisse kaufen und sie gleich weiterverhökern können, als

wären sie Zuckerbrot auf dem Winterend-Fest – und da sich das alles in der Nähe von Kalare und fern von Aquitania abspielt, wird er viel mehr in Erfahrung bringen, als er selbst preisgeben muss.«

»Und Gaius möchte darüber genauestens in Kenntnis gesetzt werden.«

»Gibt es weitere Anweisungen?«, erkundigte sich Tavi.

»Nein. Der alte Mann mag seine Fehler haben, aber die Fantasie seiner Untergebenen einzuschränken gehört nicht dazu. Außerdem ist es eine brandneue Legion. Es gibt keine Erfahrungen, keine gewohnte Schlachtordnung, keine Geschichte, keine Tradition. Du wirst unter den anderen Offizieren nicht auffallen, denn die sind ebenso grün hinter den Ohren wie du.«

Tavi nickte. »Und was für ein Offizier soll ich werden?«

»Dritter Subtribun des Tribuns Logistica.«

Magnus zuckte zusammen.

Stirnrunzelnd sah Tavi den Maestro an und fragte Max: »Ist das so schlimm?«

Max grinste, und dieses Grinsen ließ nichts Gutes ahnen. »Na ja, es ist ... Sagen wir einfach, du wirst nie in die Verlegenheit kommen, nichts zu tun zu haben.«

»Oh«, sagte Tavi. »Gut.«

»Ich bin auch mit dabei«, meinte Max. »Als ich selbst. Zenturio, Waffenausbilder.« Er nickte Magnus zu. »Und du auch, Maestro.«

Magnus zog die Augenbrauen hoch. »Wirklich?«

»Oberster Bursche«, sagte Max.

Magnus seufzte ergeben. »Könnte mich schlimmer treffen. Ihr würdet nicht glauben, wie oft ich schon den Küchenjungen spielen musste.«

Tavi drehte sich zu Magnus um und blinzelte ihn schockiert an. »Maestro ... ich wusste, du bist Mitglied im Rat des Ersten Fürsten, aber ... du bist ein *Kursor*?«

Magnus nickte lächelnd. »Hast du gedacht, ich hätte in den

letzten zwölf Jahren vorbeireisende Händler immer nur deshalb mit Wein und Bier bewirtet, weil ich mich einsam fühlte, mein Junge? Betrunkene Händler und ihre Wachen sind wesentlich bessere Quellen, als die meisten in unserem Geschäft ahnen.«

»Und du hast mir nichts davon gesagt?«, fragte Tavi.

»Ach, tatsächlich nicht?«, meinte Magnus mit einem Funkeln in den Augen. »Ich dachte, ich hätte es erwähnt.«

»Nein«, widersprach Tavi.

»Nein?« Magnus zuckte mit den Schultern und lächelte weiter. »Bist du sicher?«

»Ja.«

Magnus seufzte theatralisch. »Ach, ich dachte, das hätte ich. Na ja. Wie heißt es so schön: Das Gedächtnis verlässt einen als Erstes.« Er blickte sich um. »Ich werde die Gegend hier vermissen. Zuerst wollte ich ja mit der Arbeit hier nur meine eigentliche Tätigkeit tarnen, aber bei den Krähen, inzwischen habe ich mich richtig daran gewöhnt.«

Tavi schüttelte den Kopf. »Sollte ich mich nicht ein bisschen mit der Kriegsführung auskennen, wenn ich ein Offizier werde? Falls mir nun irgendjemand irgendeinen Befehl erteilt, irgendetwas zu tun?«

»Du wirst eigentlich nur dem Namen nach Offizier sein«, versicherte Max ihm. »Alle werden sich über dich hinwegsetzen, also brauchst du dir über Befehle keine Gedanken zu machen. Und: Ja, ein paar Grundlagen müsstest du schon kennen. Ich werde sie dir unterwegs beibringen. Genug, damit du dich am Anfang durchschlagen kannst, bis du es von allein gelernt hast.«

Magnus erhob sich mühsam. »Also los, Jungs. Wir verschwenden kostbares Tageslicht, und wir sollten auch nicht so lange warten, bis die nächsten Meuchelmörder aufkreuzen. Maximus, fang dein Pferd ein, und schau nach, ob unsere Besucher irgendwo Reittiere zurückgelassen haben. Ich sammle Vorräte für die nächsten Tage zusammen. Tavi, du packst unseren Kram ein.«

großen Mauer geschehen war. Dort breiteten sich Zelte um einen weiten Marktplatz aus, und sie sah mehrere hundert Leute, die ihre Geschäfte wie an jedem anderen Tag führten. Das war jedoch gar nicht das Ungewöhnlichste daran. Was Amara eher verblüffte, war die Tatsache, dass es sich beim Großteil dieser Leute auf dem Markt um Marat handelte.

Die hellhäutigen Barbaren und ihre Tiere hatten in der alerianischen Geschichte zwar nicht immerwährend, aber doch immer wieder eine Bedrohung für den Frieden dargestellt, und erst vor etwa zwanzig Jahren war eine Horde tief ins Tal vorgedrungen und hatte die Kronlegion ausgelöscht, die damals nach Verlusten in einem vorherigen Feldzug ihre alte Stärke noch nicht wiederhergestellt hatte. Tausende *Legionares*, Marketender und Wehrhöfer des Tales waren an einem einzigen Tag gestorben, darunter auch Princeps Gaius Septimus – und nur einer seiner persönlichen Leibwächter war damals nicht in der Schlacht dabei gewesen: Sir Miles, der heutige Hauptmann der neu erschaffenen Kronlegion.

Für Alera hatte es sich um eine der bittersten Niederlagen überhaupt gehandelt, und obwohl der Erste Fürst danach das Tal mit Feuer und Flamme von den Marat befreit hatte, brachte ihm das seinen Sohn und Erben nicht aus dem Grab zurück. Aleraner waren gefallen. Der Nachfolger des Ersten Fürsten war gefallen. Wen wunderte es da, wenn die Aleraner nicht gerade mit freundlichen Gefühlen auf ihre barbarischen Nachbarn schauten.

Und dennoch gab es Händler und Kaufleute, die ihre Geschäfte mit den Marat abschlossen, so wie sie es in jeder anderen Stadt des Reiches unter ihresgleichen getan hätten. Auf der Ebene, die tiefer ins Gebiet der Marat führte, grasten Pferde und auch etwa zwei Dutzend Garganten. Sogar eine Gruppe Wölfe lag in der Morgensonne auf einem Hügel aus verwitterten Felsen, etwa eine halbe Meile entfernt. Vor allem der Pferde- und der Gargantclan waren Verbündete der Aleraner, oder besser gesagt: Verbündete von Bernard, Graf von Calderon, und somit war ihre

Anwesenheit nicht weiter verwunderlich. Doch der Wolfsclan galt als grausamster und blutrünstigster Stamm der Marat und war bisher noch immer ein Feind des Reiches.

Die Zeiten, so schien es, änderten sich, vielleicht sogar zum Besseren, und sie war stolz auf Bernard, der ohne Frage zu den Menschen gehörte, die diesen Wandel vorantrieben.

Amara bemühte sich, ruhig und gelassen zu bleiben, doch allen Anstrengungen zum Trotz merkte sie plötzlich, dass sie etliche hundert Fuß vor ihrer Eskorte flog. Der Wachposten über dem Tor hatte sie angerufen und locker hereingewunken, ehe sie ihren Namen ganz ausgesprochen hatte. Da sie den Grafen von Calderon seit Jahren besuchte, kannten die meisten der hiesigen *Legionares* sie längst, besonders die Veteranen aus Giraldis Zenturie. Diese kaum mehr sechzig *Legionares* gehörten der einzigen Zenturie in der Geschichte des Reiches an, die das rote Band des Löwenordens zweimal für ihre Tapferkeit verliehen bekommen hatte, und sie genossen es, die roten Streifen an *beiden* Beinen ihrer Hosen mit der gleichen vorgetäuschten Gleichgültigkeit zu pflegen wie andere *Legionares* ihre Waffen und Rüstungen.

Amara ließ sich mit Schwung von Cirrus, ihrem Windelementar, hinunter in den Hof tragen und trabte gleich weiter bis zu der Treppe, die zum Dienstzimmer und den Gemächern des Grafen führte. Sie nahm immer zwei Stufen auf einmal, obwohl sie wusste, dass sie dabei aussah wie ein aufgeregtes Mädchen, das den Armen des Geliebten entgegenleilt – aber sie konnte einfach auch nicht anders.

Noch ehe sie oben ankam, ging die Tür auf, und Bernard trat ihr entgegen. Er war ein großer kräftiger Mann mit breiten Schultern, dunklem kurzem Haar und Bart, kurzgeschoren nach Art der Legion und mit erstem Silbergrau durchzogen. Auf seinem markanten, wettergegerbten Gesicht breitete sich ein Lächeln aus, und er fing Amara in den Armen auf, als würde sie nicht mehr wiegen als ein kleines Lamm. Sie schlang ihm im Gegenzug ihre Arme um den Hals und vergrub ihr Gesicht

zwischen seinem Hals und seiner Schulter. Dort atmete sie seinen Duft ein – nach Leder und frischem Heu und Holzrauch.

Er trug sie hinein, in ein selten benutztes, karg eingerichtetes Arbeitszimmer, und sie stieß mit dem Fuß die Tür zu.

Sobald sie allein waren, umfasste sie sein Gesicht mit den Händen und küsste ihn auf den Mund, genüsslich und innig. Er erwiderte den Kuss, während sich langsam Hitze in ihm aufbaute, und riss sich dann los. »Glaubst du, so können wir unsere Heirat am besten geheim halten?«

Amara sah zu ihm hoch, lächelte, schmiegte sich an ihn und biss ihn sanft in die weiche Haut des Halses. »Welches verheiratete Paar«, murmelte sie und fummelte an den Knöpfen seiner Tunika, »benimmt sich schon so wie wir?«

Er gab ein tiefes Knurren von sich und verlagerte ihr Gewicht, bis er sie nur noch auf einem Arm trug, während seine andere Hand an ihrem Bein entlangglitt. »Aber im Augenblick sieht uns niemand.«

»Trotzdem sollten wir das unverheiratete Paar zu Ende spielen«, erwiderte sie und bewegte die Lippen an seiner Haut. Ihr Atem ging immer schneller. »Das wäre das Sicherste.«

Das Knurren ihres Gemahls wurde zu einem tiefen Grollen, und urplötzlich drehte er sich mit ihr um und setzte sich auf den Eichenschreibtisch. Mit einem metallischen Sirren zog er seinen Dolch aus der Scheide und legte ihn neben ihr auf den Tisch. Sie protestierte. »Bernard, nicht schon wie ...«

Plötzlich drückte er seinen Mund auf ihre Lippen, küsste sie leidenschaftlich und brachte sie zum Verstummen. Er öffnete die schwere Lederjacke ihrer Fliegerkluft, legte ihr eine Hand ins Kreuz und zwang sie dabei fast, ihren Körper vorzubeugen, während er sie durch den dünnen Stoff ihrer Bluse liebte. Sanft biss er sie in die Spitzen der Brüste, ein scharfer, süßer kleiner Schmerz. Die Berührungen lösten einen Sturm der Gefühle in ihrem Körper aus, die sie jeder Fähigkeit zu sprechen beraubten. Sie stöhnte leise, verzweifelt vor Verlangen.

Amara drängte sich ihm entgegen, rieb ihren Körper an seinem, während er das Messer nahm und die Lederbänder an den Seiten der Hose mit raschen Bewegungen durchschnitt. Weit entfernt davon zu widersprechen, trieb sie ihn mit Händen und Mund zur Eile an und riss gleichzeitig an seiner Kleidung. Auf ihrer nackten Haut spürte sie die Kühle der Luft.

Ihre Blicke trafen sich, und wie stets wurde Amara schwindlig angesichts des tiefen Verlangens in seinen Augen. Er, ihr geheimer Gemahl, wollte sie wirklich, leidenschaftlich. Zuerst hatte sie kaum glauben können, was sie in seinem Gesicht sah, und selbst jetzt war dieses Gefühl noch immer neu und ungewohnt für sie. Und außerdem entflammte es ihr eigenes Verlangen über jedes Maß hinaus, das sie sich je vorzustellen gewagt hätte. Für Amara war es unfassbar und erhebend, dass ein Mann sie so begehrte. Dieser Mann. Ihr Mann, ihr Geliebter.

Er vermittelte Amara das Gefühl, eine schöne Frau zu sein.

Mit Mund und Händen erkundete er ihren Körper, bis sie das Gefühl hatte, den Verstand zu verlieren. Sie stieß einen Schrei aus und ließ ihrem Verlangen freien Lauf, und er nahm sie gleich an Ort und Stelle auf dem Schreibtisch. Seine Gegenwart, seine Kraft, sein Duft und seine Berührungen verschmolzen zu einer beinahe unerträglichen Wollust. Alle Gedanken wurden von der sinnlichen Wahrnehmung vertrieben. Jetzt zählte nur noch, was sie schmecken, hören, fühlen, riechen konnte, und so gab sie sich ihm hin.

Stunden später lag sie bei ihm im breiten Bett und hatte die langen, schlanken Beine mit seinen verschlungen. Sie konnte sich nicht mehr genau erinnern, wann er sie in seine Gemächer getragen hatte, doch der Winkel des Sonnenlichts, das durch das hohe schmale Fenster an die eine Wand schien, verriet ihr, dass es längst später Nachmittag sein musste. Sie war nackt, wenn man die Silberkette um ihren Hals nicht mitzählte, an der Bernards schwerer Legionsring mit dem grünen Stein hing. Er hatte einen

Arm um sie gelegt, und sein massiger Körper ruhte entspannt neben ihr.

Amara streichelte versonnen mit ihrer braunen Hand die Muskeln an seinem Arm. Gelegentlich hatte sie gesehen, wie Bernard mit seinen erstaunlichen Erdkräften Lasten hob, bei denen sich selbst ein Gargant anstrengen müsste. Aber noch immer verwunderte es sie unendlich, wie ein so starker Mann gleichzeitig so überaus sanft sein konnte.

»Ich habe dich vermisst, meine Liebste«, knurrte er wohligh, mit tiefer Stimme.

»Ich dich auch, mein Liebster.«

»Und ich freue mich schon auf diese Reise.«

Amara lachte schalkhaft. »Wenn es nach dir ginge, würden wir sicherlich hierbleiben.«

»Unfug«, erwiderte er, lächelte jedoch. »Ich vermisse meinen Neffen.«

»Und deshalb freust du dich so auf die Reise«, murmelte sie und strich weiter nach unten. »Nicht deswegen.«

Ihr Gemahl schloss die Augen genüsslich und seufzte. »Versteh mich nicht falsch. Hm. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Nicht das Geringste.«

Er fühlte, wie sie lächelte. »Na, dann passt ja alles zusammen.«

Bernard lachte fröhlich. Er schloss seinen Arm um sie und küsste sie aufs Haar. »Ich liebe dich.«

»Ich dich auch.«

Einen Augenblick lang schwieg er, und sie spürte, wie sie sich ein wenig versteifte. Sie wusste, was er fragen wollte und dass er unsicher war, ob er mit ihr darüber sprechen sollte oder nicht. Seine Hand strich zart über ihren Bauch.

Natürlich konnte er die Narben nicht fühlen, welche die Geißel in ihrem Schoß hinterlassen hatte, trotzdem zuckte sie kurz zusammen. Dann zwang sie sich, ruhig zu bleiben, und legte ihre Hände auf seine. »Nein«, sagte sie, schluckte und fügte hinzu: »Bernard ...«

»Pst, Liebes«, sagte er, schläfrig und voller Zuversicht. »Wir versuchen es weiter.«

»Aber ...« Sie seufzte. »Zwei Jahre, Bernard.«

»Zwei Jahre lang eine Nacht hier und da«, entgegnete er. »Wir werden jetzt in Ceres ein bisschen Zeit füreinander haben.« Seine Hand fuhr über ihre Hand, und Amara schauderte. »Ein paar Wochen.«

»Aber, Liebster. Wenn ich dir kein Kind schenken kann ... Deine Pflichten als Graf verlangen es, deine Elementarkräfte an deine Kinder zu vererben. Das schuldest du dem Reich.«

»Ich habe dem Reich gegenüber meine Schuld erfüllt«, sagte Bernard unnachgiebig. »Und zwar mehr als das. Und ich werde der Krone begabte Kinder hinterlassen. Zusammen mit dir, Amara. Oder überhaupt nicht.«

»Aber ...«, setzte sie erneut an.

Er wandte ihr das Gesicht zu und murmelte: »Möchtest du mich verlassen, meine Liebste?«

Sie schluckte und schüttelte den Kopf, weil sie sich nicht zu sprechen getraute.

»Dann wollen wir darüber nicht mehr reden«, sagte er und küsste sie leidenschaftlich. Amaras Einwände und Sorgen lösten sich auf, als das Verlangen sie wieder überwältigte.

Bernard gab ein tiefes Knurren von sich. »Meinst du, wir haben alle Zweifel ausgeräumt, was den Grund deines Besuchs betrifft?«

Sie lachte leise. »Ich bin mir nicht sicher.«

Er gab erneut einen tiefen Laut von sich und wandte ihr seinen Körper zu. Seine Hand bewegte sich, und Amara bebte vor Vergnügen. »Wir sollten lieber kein Risiko eingehen«, murmelte er. »Und uns der Pflicht zuwenden.«

»Oh«, flüsterte sie. »Gewiss.«

In den kältesten und dunkelsten Stunden der Nacht spürte Amara, wie Bernard zusammenzuckte und sich abrupt im Bett aufsetzte.

Der Schlaf wollte sie nicht loslassen, doch sie gab sich nicht geschlagen und riss sich aus den Tiefen gestaltloser Träume frei.

»Was ist denn?«, flüsterte sie.

»Hör nur«, murmelte er.

Amara lauschte stirnrunzelnd. Windböen rauschten in unregelmäßigen Abständen über die Steinwände von Bernards Zimmer hinweg. Aus großer Ferne glaubte sie schwache Laute im Wind zu vernehmen, unmenschliches Schreien und Ächzen. »Ein Elementarsturm?«

Bernard knurrte, schwang die Beine über die Bettkante und erhob sich. »Vielleicht Schlimmeres. Licht.« Eine Elementarlampe neben dem Bett begann zu leuchten, und der goldene Schein erlaubte es Amara, Bernard zuzusehen, wie er sich hastig anzog.

Sie setzte sich im Bett auf und drückte sich die Decke vor die Brust. »Bernard?«

»Ich muss mich nur vergewissern, ob sich jemand darum kümmert«, sagte Bernard. »Ich bin sofort wieder da. Du brauchst nicht aufzustehen.« Er lächelte sie kurz an, dann ging er zur Tür und öffnete sie. Amara hörte, wie der Wind dagegenblies, und die Böe schwoll zu ohrenbetäubendem Tosen an, bis Bernard die Tür wieder geschlossen hatte.

Amara runzelte die Stirn und stand auf. Sie langte nach ihrer Fliegerkluft und stellte seufzend fest, dass die Bänder durchgeschnitten waren. Also zog sie sich eines der Hemden des Grafen von Calderon über und schlang sich einen seiner Umhänge darum. Der war groß genug, damit sie sich mehrmals darin einwickeln konnte, und reichte ihr über die Knie. Einen Moment lang schloss sie die Augen und atmete den Geruch ihres Ehemanns ein, der im Stoff hing, dann öffnete sie die Tür und wollte ihm folgen.

Der Wind traf sie wie ein Schlag, eine kalte, feuchte Böe, in der schwerer Nebel hing. Sie verzog das Gesicht und bat ihren Windelementar, Cirrus, vor ihr einen Schild zu bilden, der sie vor dem schlimmsten Sturm und Regen schützte.

Einen Augenblick stand sie oben auf der Treppe und spähte hinunter in die Festung. Elementarlampen leuchteten, doch in Wind und Regen erhellte ihr Schein die Umgebung kaum eine Armlänge weit. Amara sah schemenhaft Gestalten, die durch die stürmische Düsternis eilten oder auf der Mauer von Kaserna in Rüstung und durchnässten Umhängen Wache standen. Aus den Unterkünften der Ritter, die Bernards eigenen Soldaten eingeschlossen waren, kamen Männer und rannten zur Mauer.

Amara runzelte die Stirn und rief Cirrus erneut. Der Elementar hob sie auf einem weichen Bett aus Luft von den Stufen und trug sie auf das schwere Steindach des Gebäudes, von wo aus sie über die Mauer hinweg auf die Ebene schauen konnte.

Der Elementarsturm kroch wie ein riesiges Tier über die weite, wogende Ebene, der Beginn des Marat-Gebiets. Dort draußen braute sich ein heftiges Unwetter mit Blitzen und düsteren Wolken zusammen. Diese Wetterfeuer erleuchteten das Land heller als ein voller Mond. Bleiche, leuchtende Gestalten flogen zwischen Blitzen und Nebel umher – Windmähnen, die wilden, todbringenden Elementare, die mit den großen Stürmen kamen.

Die Blitze flackerten so unvermittelt und so grell auf, dass es Amara in den Augen schmerzte, und sie sah, wie das Feuer einer massiven Wand gleich zum Boden reichte und Erde und Steine mit Wucht in Staubwolken verwandelte, die man noch aus Meilen Entfernung sehen konnte. Während sie zuschaute, senkten sich hellere Wolken aus dem Sturm herab, wallten heulend zu Boden und stiegen in einem halben Dutzend düsterer Staubschlote wieder auf.

Nie zuvor hatte sie solche Urgewalten erlebt, und eine lähmende Angst befiel sie – und diese Angst wuchs noch, als sie die Wirbelwinde sah, die außer Rand und Band über die von Blitzen gebeutelte Ebene auf die Mauer von Kaserna zutosten. Wieder erhob sich das dissonante Geheul der Windmähnen aus den Wolken über ihnen, als diese Vorreiter der tödlichen Böen nahten.

Die eisernen Glocken schlugen Alarm. Die Tore der Festung

wurden geöffnet, und vielleicht zwei Dutzend aleranische Händler und halb so viele Marat rannten herein auf der Suche nach Schutz vor dem Orkan. Hinter sich hörte sie weitere Glocken läuten, da man auch den Bewohnern der Hüttenstadt Einlass in die Sicherheit der Festung gewährte.

Cirrus flüsterte ihr eine Warnung ins Ohr, und Amara drehte sich um. Die erste Windmähne stürzte aus der Luft auf die Männer über dem Tor hinunter. Ein Blitz zeigte ihr Bernard, der den großen Bogen in der Hand hielt und durchgezogen hatte, um den Angriff des Elementars abzuwehren. Die Spitze glitzerte im Licht, dann sirrte der schwere Bogen, und der Pfeil verschwand.

Amara schlug das Herz bis zum Hals – Stahl war nutzlos gegen Windmähnen, und kein Pfeil im ganzen Reich konnte eines dieser Wesen töten. Aber die Windmähne kreischte auf vor Schmerz und jagte davon. In ihrem durchscheinenden Leib klaffte ein Loch.

Die nächsten Windmähnen stießen herab, aber Bernard blieb auf der Mauer stehen und verschoss diese Pfeile mit Glitzerspitze auf sie, während die Ritter unter seinem Kommando ihre Aufmerksamkeit auf den heranbrausenden Sturm richteten.

Unter den Ritter Aeris von Kaserna befanden sich Windwirker, die über mindestens ebenso starke Kräfte verfügten wie Amara. Auch ihre Eskorte war zur Verstärkung auf die Mauer geeilt. Man versuchte, sich durch laute Rufe im Heulen des Sturmes zu verständigen. Jeder von ihnen wandte sich dem ihm nächsten der Wirbelwinde zu, dann stießen sie gleichzeitig einen Schrei aus. Amara spürte eine Veränderung im Luftdruck, als die Elementare der Ritter auf Befehl vorsprangen. Der erste Wirbelwind begann zu taumeln und sank in einer düsteren Wolke zusammen, die langsamer und langsamer wurde und sich schließlich auflöste.

Weitere Windmähnen kreischten voller Zorn und stürzten sich auf die Ritter Aeris, doch Bernard schützte die Windwirker vor ihnen und schoss unbeirrt seine Pfeile auf sie ab. Gemeinsam

nahmen sich die Ritter den nächsten Wirbelwind vor und daraufhin den folgenden. So ging es weiter und weiter, bis schon bald der letzte Wirbelwind auf die Mauer zuhielt, den sie jedoch ebenfalls zum Zusammenbruch brachten.

Der Sturm zog brausend über sie hinweg, die Blitze zuckten von Wolke zu Wolke, und doch wirkte der Orkan nun deutlich geschwächt. Regen ging nieder, und das Donnergetöse wurde zu einem leisen, unzufriedenen Grollen.

Amara wandte ihre Aufmerksamkeit der Mauer zu, wo sich die hier ansässigen Ritter Aeris auf den Rückweg zu ihren Unterkünften machten. Ihr fiel auf, dass die Männer sich nicht einmal die Mühe gemacht hatten, ihre Rüstungen anzulegen. Einer von ihnen war sogar halb nackt aus dem Bett gesprungen und hatte sich nur einen Legionsmantel umgehängt. Ihre Eskorte hingegen wirkte einigermaßen aufgeregt, doch die trockenen Bemerkungen und das Lachen der Ritter aus Kaserna schien sie zu beruhigen.

Amara schüttelte den Kopf und kehrte zur Treppe und von dort aus in Bernards Gemächer zurück. Sie legte Holz auf das Feuer und stocherte in der Glut, bis die Elementare größere Hitze und mehr Licht spendeten. Bernard kam kurz nach ihr herein, den Bogen noch in der Hand. Er löste die Sehne, trocknete sie mit einem Tuch und stellte die Waffe in eine Ecke.

»Ich habe es dir doch gesagt«, meinte er leicht belustigt, »es lohnt sich nicht aufzustehen.«

»Sind solche Stürme hier so häufig?«, fragte sie.

»In jüngster Zeit«, sagte er und runzelte die Stirn. Er war vom Regen durchnässt, zog sich die Kleidung aus und stellte sich ans Feuer. »Allerdings kommen die meisten neuerdings von Osten heran. Das ist eigenartig. Die meisten Elementarstürme in der Gegend nehmen für gewöhnlich ihren Ursprung beim alten Garados. Und ich kann mich nicht erinnern, sie je so früh im Jahr erlebt zu haben.«

Amara legte die Stirn in Falten und blickte hinüber zu dem

